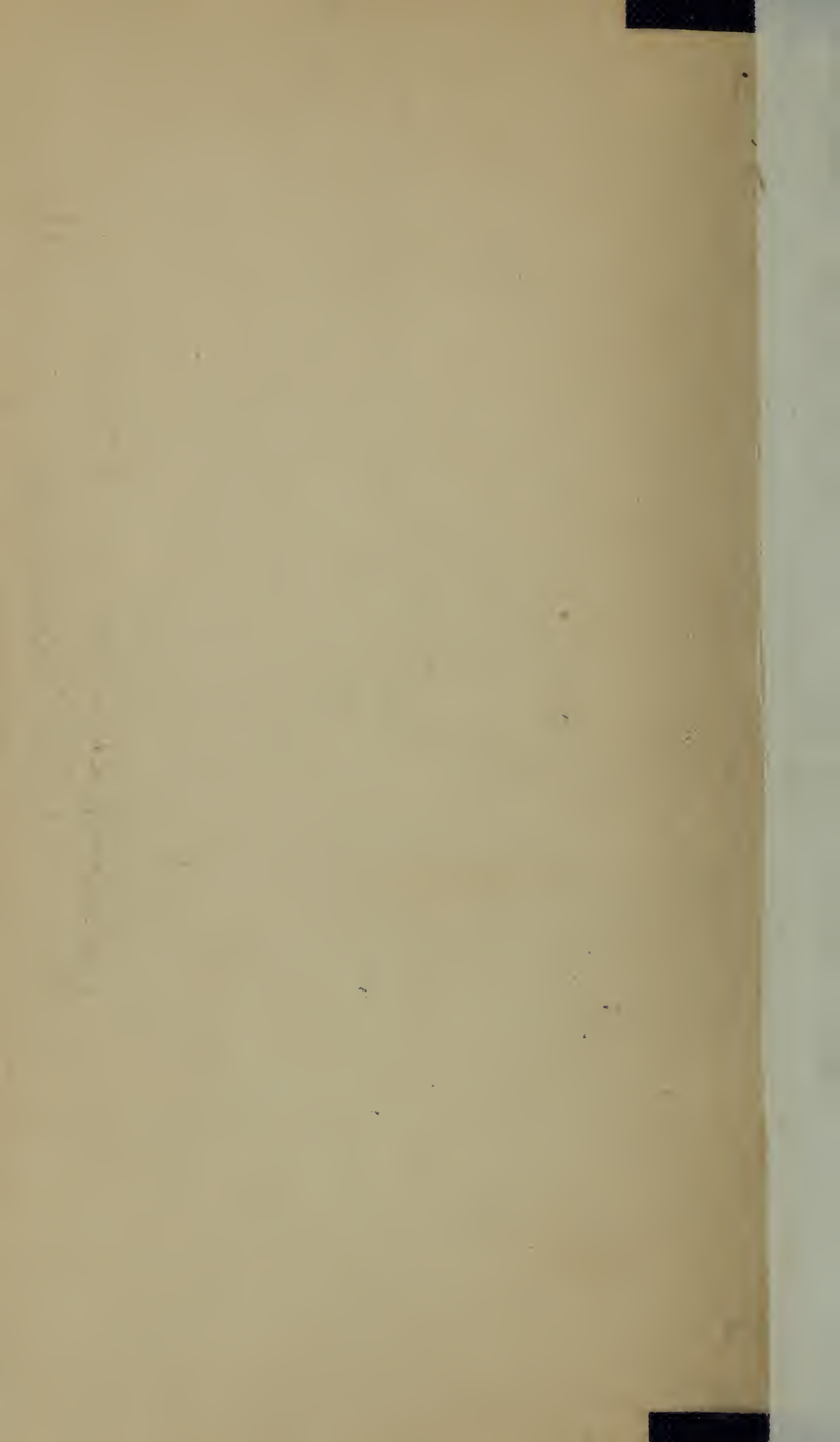
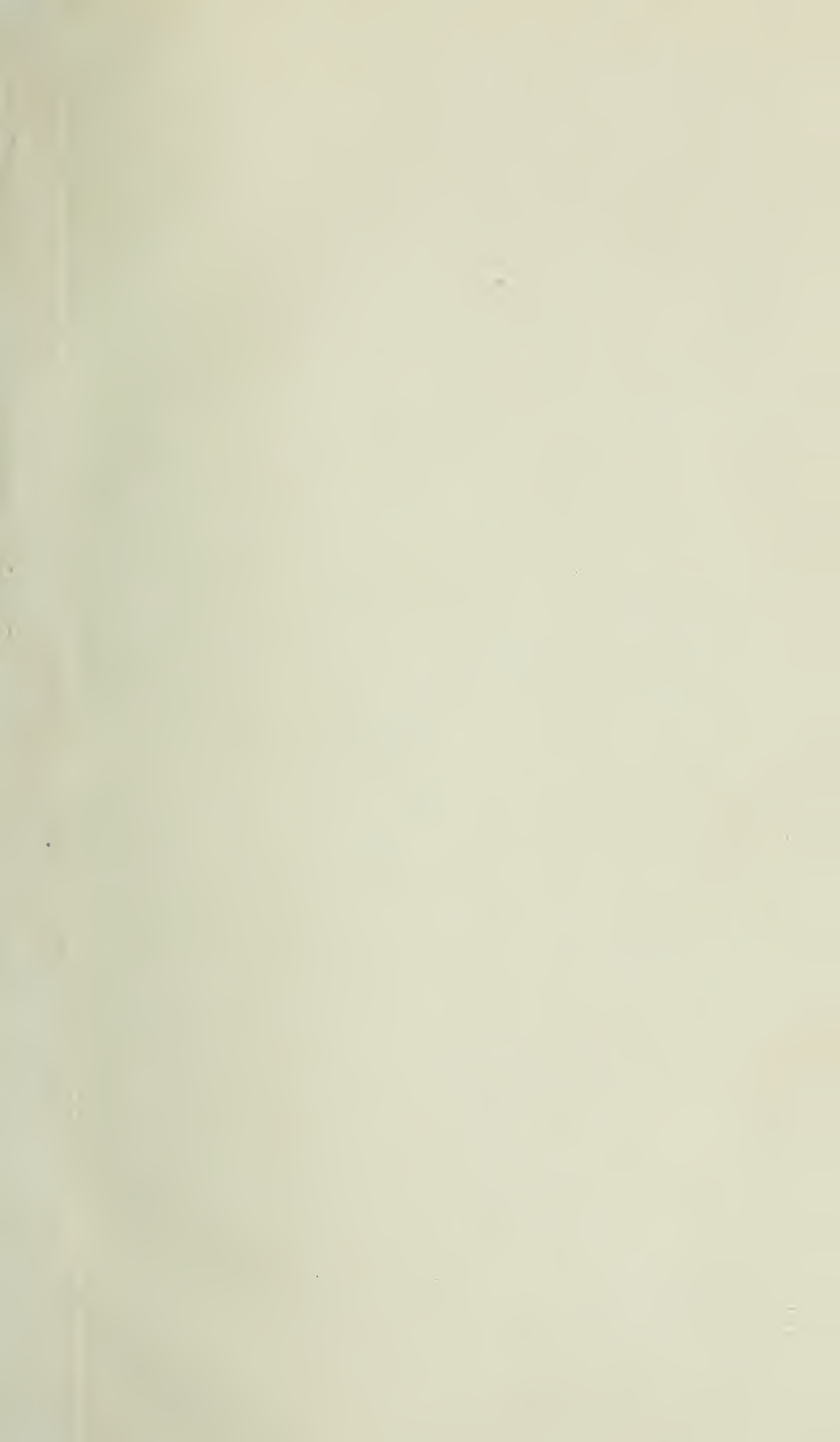


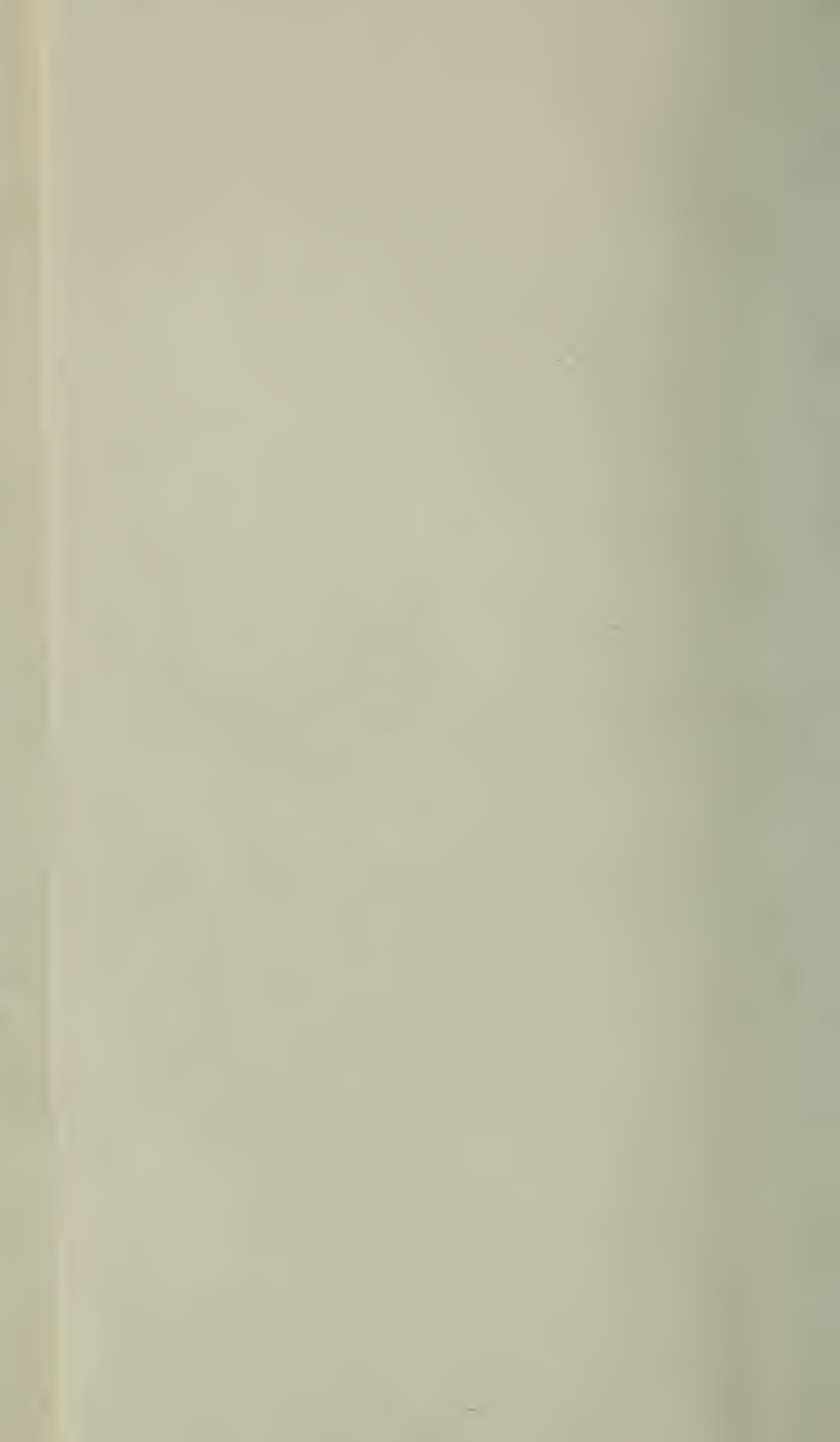


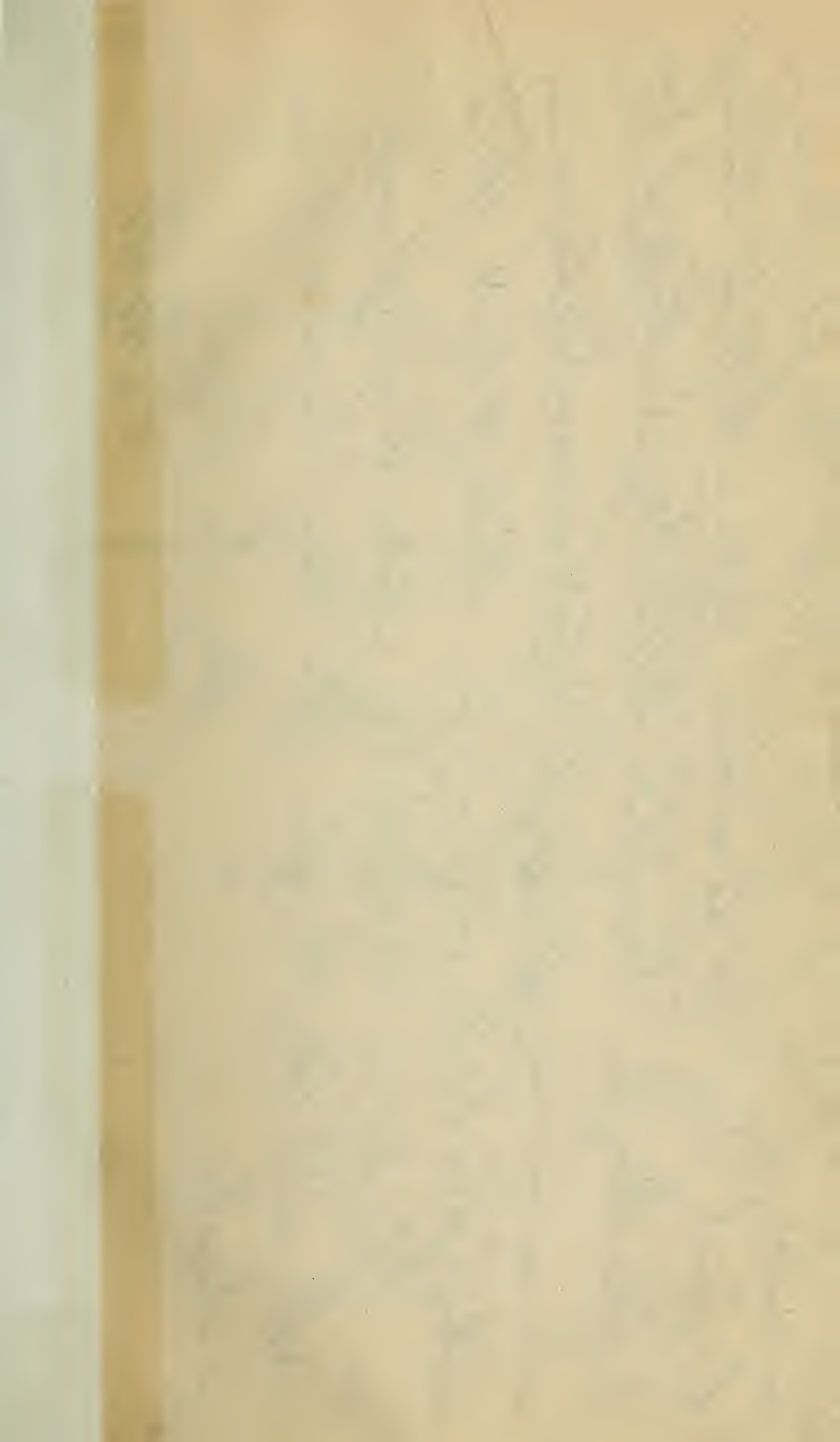












Sie sind einer der ersten, mein sehr verehrter Freund, von denen ich wünsche, daß ihnen diese Schrift gefallen möge, und an welche ich bei der Abfassung derselben echt gedacht habe.

Ein anderer ist der Hrr. G. R. v. Göthe. Nun habe ich meine guten Gründe diese Schrift an keinen _Geheimen Rath_, und überhaupt an keinen Menschen der auf die Entscheidung des _Rechtshandels_, in den man nun einen _philosophischen Streit_ verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht läßt Göthe von Ihnen sich eine Unterscheidung gefallen, die ich nicht machen dürfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben.

Ganz der Ihrige

Fichte.

Schiller's

und

Fichte's Briefwechsel,

aus dem

Nachlasse des Erstern mit einem einleitenden Vorworte

herausgegeben

von

J. H. Fichte.

Berlin.
Verlag von Veit und Comp.
1847.

Einleitendes Vorwort des Herausgebers.

Für eine neue Ausgabe von Fichte's Leben und literarischem Briefwechsel, welche ich vorbereite, suchte ich schon lange die vollständige Correspondenz von Schiller mit Fichte aufzufinden, welche nach den Spuren, die sich im Nachlasse des letztern darüber fanden, mir von besonderem Interesse zur Charakteristik beider Männer zu sein schien. Vor Kurzem gelang es mir, durch die Güte des ältesten Sohnes von Schiller, Herrn Oberforstmeister Carl von Schiller zu Lorch im K. Würtemberg, aus dem Theile des väterlichen Nachlasses, den er bei sich aufbewahrt, ein Paket von Briefen beider Männer zu erhalten, mit der Erlaubniß, das Geeignete daraus in jener Briefsammlung zu veröffentlichen, für welche Erlaubniß ich dem würdigen Manne hierdurch meinen besten Dank sage. Die Wichtigkeit ihres Inhalts veranlaßte mich jedoch zu einer frühern und abgesonderten Bekanntmachung derselben,

da sie dem Biographen Schiller's, dem die Benutzung seines Nachlasses zu Gebote stand, Carl Hoffmeister, unbekannt geblieben zu sein scheinen: er hätte sonst einen so wichtigen Beitrag zur Schilderung des Dichters, wie er selbst sie im vierten der hier abgedruckten Briefe über sein Streben und sein damaliges Verhältniß zum deutschen Publicum mit den energievollsten Zügen entwickelt, unmöglich mit Stillschweigen übergehen oder unbenutzt lassen können; und was noch Interessantes und Bezugreiches damit in Zusammenhang steht, wird aus dem Nachfolgenden sich ergeben, und die vorläufige Bekanntmachung noch mehr rechtfertigen.

Die vier ersten Briefe beziehen sich auf einen Handel zwischen Schiller und Fichte, dessen in dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel (Bd. I. S. 174. 75.) auf nachstehende Weise gedacht wird.

Schiller schreibt (am 6. Juli 1795) an Goethe:

„Von Fichte habe ich einen Brief erhalten, worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, sehr lebhaft demonstrirt, dabei aber sehr bemüht ist, nicht mit mir zu brechen. Bei aller nicht unterdrückten Empfindlichkeit hat er sich sehr zu mäßigen gewußt, und ist bemüht, den Raisonablen zu spielen. Daß er mir Schuld giebt, seine Schrift ganz mißverstanden zu haben, ist eine Sache, die sich von selbst versteht.

Daß ich ihm aber Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand Schuld gebe, das hat er mir kaum verzeihen können. Er will mir seinen Aufsatz, wenn er ganz fertig ist, zum Lesen schicken und erwartet, daß ich alsdann mein übereiltes Urtheil widerrufen werde. So stehen die Sachen, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich in dieser kritischen Situation noch ganz gut benommen hat. Sie sollen seine Epistel lesen, wenn Sie zurückkommen."

Und weiter unten:

„Woltmann, der mich vor einigen Tagen besuchte, versicherte mir, daß nicht Fichte, sondern ein gewisser F., ein junger Maler, der auch Gedichte macht und mit B. eine Zeitlang reiste, *) Verfasser des Aufsatzes im Mercur über den Stil in den bildenden Künsten sei. — — Ich hoffe also, Sie werden dem großen Ich in Oßmannstädt im Herzen Abbitte thun und wenigstens diese Sünde von seinem Haupte nehmen."

Göthe erwiedert darauf:

„Mir war sehr lieb zu vernehmen, daß das Oß=

---

*) Ohne Zweifel ist Carl Ludwig Fernow zu verstehen, der mit Baggesen (wie aus des Letztern Briefwechsel mit Reinhold bekannt ist) einen Theil der Schweiz und Italiens durchreiste und im Jahre 1794 sich in Rom befand. Daher die erwiedernde Bemerkung Goethe's (Briefwechsel a. a. O. S. 180).

mannstädter Ich sich zusammengenommen hat und daß auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt ist. Vielleicht lernt er nach und nach Widerspruch ertragen."

Dieser Conflict ist es nun, welchen die ersten vier Briefe, auf der Grundlage bedeutender wissenschaftlicher Fragen und mit einer ebenso interessanten Ausprägung der Persönlichkeiten daran, uns vorführen. Für den weiteren Kreis der Leser wird es daher nöthig werden, über das Allgemeine, wie das Besondere jener Erörterungen Einiges vorauszuschicken, zumal da die sonst fleißige und verdienstliche Charakteristik Schiller's von Hoffmeister das Verhältniß seines Helden zu Fichte theils schief, theils nach mangelhaften oder falsch gedeuteten Daten aufgefaßt hat. *) — Er stellt dies Verhältniß sich also vor, wie wenn es beständig zwischen wechselndem Lauwerden und Sichwiederannähern geschwankt habe und von äußerlichen Ereignissen abhängig gewesen sei. Zu dieser Annahme findet sich in den vorliegenden Daten keine Veranlassung, sofern man nämlich nicht, wie es Hoffmeister begegnet ist, Thatsachen auf Fichte bezieht, die ihn gar nicht betrafen; und innerlich hat

*) „Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke, von Carl Hoffmeister." 1839, Bd. III. S. 23. 24. 34. 50 — 55.

sie noch weniger Wahrscheinlichkeit. Schiller und Fichte waren, wie der Erste in den vorliegenden Briefen es ausspricht, zwei durchaus verschiedene Naturen; und damals gerade, als Fichte hervortrat, wandte Schiller ermüdet und unbefriedigt von aller Speculation sich ab und kehrte zur Poesie zurück. „Nur keine Metaphysik mehr," schrieb er um diese Zeit an Goethe; — „der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." — „Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstract; und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist." — Und endlich: „Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt, als in diesen Tagen und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe." *)

Wie hätte Schiller demnach aus innerer Neigung sich dem zuwenden sollen, dessen Virtuosität gerade die Macht der „Antithesis," die Schärfe des unterscheidenden Denkens war, während jenem ohnehin die selbstbewußte Kraft und freie Ausbildung Goethe's abging, eine ihm fremdartige Individualität, wenn sie nur tüchtig war in sich selber, an sich heranzuziehen

*) Briefwechsel Bd. I. S. 98. 99. 274.

und in freien Wechselverkehr mit ihr zu treten. Dasselbe daher, was Schiller'n gegen die geistverwandtesten seiner Umgebung, gegen Herder, Fr. Richter, Tieck, die beiden Schlegel, im Verhältnisse stolzer Entfremdung hielt, und was dennoch mit dem Edelsten, Aufrichtigsten und Kräftigsten seines Wesens zusammenhing, so daß er mitten in der geistreichsten Umgebung seine Existenz nur als „die absolute Einsamkeit" bezeichnen konnte:*) dies ließ ihn auch Fichte'n nicht näher kommen. Er konnte das Verhältniß wechselseitigen Wohlwollens mit ihm pflegen, er mußte sein speculatives Talent, seinen Charakter hochhalten, aber er theilte nicht seine Geistesrichtung und seine Gesinnungen, er blieb innerlich ihm fremd, was wir uns völlig erklären können, ohne dabei, wie Hoffmeister vermuthet, in äußern Verhältnissen den Grund zu suchen.**) Anders war das Gefühl Fichte's für ihn,

---

*) a. a. O. Bd. V. S. 168. Vgl. S. 179.

**) So vermuthet Hoffmeister, daß außer Fichte's moralischem Rigorismus auch sein „Ueberwerfen mit dem akademischen Senate in Jena, so daß er gar nicht mehr unter seiner Gerichtsbarkeit habe stehen wollen" (Hoffmeister, Bd. III. S. 51), Schiller gegen ihn erkältet habe, und er beruft sich dabei auf Goethe's und Schiller's Briefwechsel (Bd. I. S. 117. 120). Hierauf ist kürzlich zu erinnern, daß unter den dort erwähnten unpraktischen „Transscendentalphilosophen" gar nicht Fichte, sondern Weißhuhn zu

der sich in diesem Falle als der freiere oder empfängliche zeigte: er blieb stets mit bewundernder Neigung und besonderm Vertrauen ihm zugethan, knüpfte bei bedeutenden Gelegenheiten die wichtigsten Aussprüche an den Inhalt seiner Gedichte (Fichte's sämmtliche Werke, Bd. V. S. 189. 550), und die begleitenden

---

verstehen sei. Es ist die Angelegenheit, deren Goethe in seinen Tag- und Jahresheften (Werke, Bd. 31. S. 54) so anmuthig als bedeutend folgendergestalt erwähnt: „Dieser Wackere (Weißhuhn), mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorector und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurien-Processe hinaus, welche zu beschwichtigen man von obenher die eigentliche Lebensweisheit hineinbringen mußte.“ — Ebenso hält Hoffmeister es für unzweifelhaft (S. 50), daß Schiller's Gedicht „die Weltweisen,“ wenigstens im Anfange, Fichte's System persiflire (vielleicht, weil in der ersten Strophe ein großgedrucktes Ich vorkommt?), während doch jeder der Sache Kundiger erkennt, daß die „Weltweisheit“ der Popularphilosophen darin verspottet werden soll. Keiner der im Gedicht erwähnten Züge paßt auf Fichte's System oder allgemeinere Denkweise, und was Fichte wissenschaftlich bekämpfte, ist hier dem poetischen Spotte preisgegeben. Fichte hat sich nicht minder gegen die praktisch-didaktischen Tendenzen der Philosophie, gegen das „Zusammenhaltenwollen der Welt durch Metaphysik“ so entschieden erklärt, daß er überall bezeugt, die Philosophie könne dem Menschen nichts andemonstriren, sondern ihn nur verständigen über seinen innern Besitz.

Worte, mit denen er Schiller'n seine „Appellation" übersendet (Brief 5.), zeigen den Werth, welchen er auf sein Urtheil legte, überhaupt die fortdauernde innere Beschäftigung mit seinem Geiste.

Als Fichte Goethe's und Schiller's Bekanntschaft machte und in Wechselwirkung mit ihnen trat, war ihm gerade der erste Grundgedanke seiner Lehre aufgegangen und rang nach Gestaltung und nach dem Verständniß der Welt aus seinem Mittelpunkte. Da geschieht es immer, wenn ein tiefes, aber noch nicht in seiner festen Umgränzung erkanntes Princip zuerst hervortritt, daß es sich ausdehnt nach allen Seiten, in jeder bedeutenden Geistesgestalt sein Verwandtes findet und überhaupt seine Sympathieen viel weiter erstreckt, als der nachherige Erfolg es ihm bestätigt. So war auch Fichte überzeugt von der innersten Uebereinstimmung seines Idealismus mit dem, was ihm in den beiden Dichtergenien so bedeutend entgegentrat.

Verständigen wir uns einen Augenblick über sein Recht dazu! Was nämlich, entkleidet von der formellen Ausführung und von temporären Beziehungen, das bleibende Resultat jenes Idealismus ist — es besteht in dem wahren und tiefen Gedanken: daß Nichts von Außen in das Ich, in den Geist, hineingegossen werden könne, daß niemals, und in keiner Form seines Bewußtseins, er eigentlich leidend sich

verhalte, daß Alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Anticipation in ihm sein müsse. Und ist dieser Satz nicht stehen geblieben? Hat nicht die ganze Wissenschaft vom Geiste, bis auf eine rationell-physiologische Theorie der Sinne herab, nur auf dieser Grundlage sich weiter ausgebildet?

So konnte er gerade Leibnitz als denjenigen Philosophen bezeichnen, der wohlverstanden — „und warum sollte er sich nicht wohlverstanden haben" — recht behalte, der der einzig Ueberzeugte gewesen sei in der ganzen Geschichte der Philosophie.*) Ebenso behauptete er auch mit Jacobi auf's Innigste übereinzustimmen, weil auch er die Wahrheit im innersten Heiligthum unseres eigenen Wesens suche; und überhaupt bestand ein analoges Verhältniß zu diesem, wie zu Schiller: Fichte fühlte verwandtschaftliche Neigung zu Jacobi's Geiste, die von diesem nicht erwiedert wurde.**) Aber auch zum Verständniß alles Folgenden ist es nöthig, auf das Specielle dieses Verhältnisses einzugehen. Wir thun es mit Fichte's

*) Sämmtliche Werke, Bd. I. S. 514. 515.

**) Man vergleiche mit dieser Erklärung die Aeußerungen Schiller's (Goethe's und Schiller's Briefwechsel, Bd. I. S. 59).

eigenen Worten aus einem gleichzeitigen Briefe an Jacobi:

— „Ich habe in der Muße eines reizenden Landsitzes Ihre Schriften gelesen und abermals gelesen, und bin allenthalben, besonders im Allwill, erstaunt über die auffallende Gleichförmigkeit unserer philosophischen Ueberzeugungen. Das Publicum wird diese Gleichförmigkeit nicht glauben, vielleicht Sie selbst nicht, scharfsichtiger Mann, dem aber hier angemuthet würde, aus den wankenden Grundlinien des Anfangs eines Systemes das ganze System zu folgern. Sie sind ja bekanntermaßen Realist, und ich bin ja wohl transscendentaler Idealist, und härter als Kant es war." — —

„Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum: so haben beleidigte Höflinge und ärgerliche Philosophen mich erklärt, um mir die schändliche Lehre des praktischen Egoismus anzudichten. *) Aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deducirt werden. — — So wie wir uns als Individuum be=

---

*) Fichte's Leben und Briefwechsel, Bd. II. S. 180 bis 183, verglichen etwa mit Aeußerungen Jacobi's, wie sie sich in „Reinhold's Leben und literarischem Wirken" 1825 (S. 254. 55.) finden. Man sehe auch des Herausgebers „Charakteristik der neuern Philosophie," 2te Ausg. 1841. S. 527. 28.

trachten — und so betrachten wir uns immer im Leben, nur nicht im Philosophiren und Dichten — stehen wir auf diesem Reflexionspunkte, den ich den praktischen nenne (den vom absoluten Ich aus, den speculativen). Von jenem aus ist eine Welt für uns, unabhängig von uns; von ihm aus wird das reine Ich, das uns auch auf ihm gar nicht verschwindet, außer uns gesetzt und heißt Gott. Wie kämen wir auch sonst zu den Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben und uns absprechen, wenn wir sie nicht doch in uns selbst fänden, und nur in einer gewissen Rücksicht (als Individuum) uns absprächen?" — —

„Wozu ist denn nun der speculative Gesichtspunkt und mit ihm die ganze Philosophie, wenn sie nicht für's Leben ist? Hätte die Menschheit von dieser verbotenen Frucht nie gekostet, so könnte sie der ganzen Philosophie entbehren. — — Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Nacktheit und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung."

„Allwill macht den transscendentalen Idealisten, wenn sie sich nur begnügen wollen, ihre eigenen Gränzen zu decken und dieselben recht fest machen zu wollen, Hoffnung zum Frieden und zu einer Art von

Bündniß. Ich glaube die Bedingung schon jetzt erfüllt zu haben. Wenn ich nun etwa überdies aus dem für feindlich gehaltenen Lande selbst dem Realismus sein Gebiet garantirte und befestigte, so hätte ich den Rechten nach nicht bloß auf eine Art von Bündniß, sondern auf ein Bündniß in aller Art zu rechnen."

Erwägt man nun das im Vorstehenden Angedeutete in seinem tiefern Sinne und weitern Zusammenhange, so erhellt vollkommen, welche Bedeutung die beiden großen Dichtergestalten für Fichte haben mußten: sie brachten ihm, durch ihren Genius dem innersten Wesen der Dinge vertraut, auf unmittelbare, praktisch-thatsächliche Weise die Bestätigung seiner Grundansicht entgegen, von dem Vorausbesitze aller Realität und Wahrheit durch den Geist, von der eigentlichsten Apriorität derselben. So erklärt sich, warum er, nach einer sichern Ueberlieferung, in Goethe's tiefer Schilderung vom Wesen des Dichters (in seinem Wilhelm Meister, Werke, Bd. XVIII. S. 128. 129), wie dieser die ganze Welt mit ihren Verwirrungen und Widersprüchen in klarer Einsicht, weil in bewußtloser Anticipation, besitze, den eigentlichen Sinn seines Systemes wiederfinden konnte. Zu W. von Humboldt äußerte er,*) „daß er Goethe für die Spe-

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 108. 109.

culation zu gewinnen wünsche; sein Gefühl leite ihn zu richtig; er habe ihm sein System so klar und bündig dargelegt, daß er es selber nicht klarer vermocht hätte.“ Und anderswo*) schreibt er an Weißhuhn, daß er „Goethe'n weit eingeweihter in das freie Forschen finde, als man bei seinem dichterischen Charakter glauben sollte; er übertreffe Schiller darin um Vieles, der eigentlich in zwei Welten lebe, in der poetischen, und dann und wann auch in der Kantisch-philosophischen.“ Und Goethe endlich schrieb ihm, nachdem ihm Fichte, um seine angeregte Erwartung zu stillen, die erste Darstellung der Wissenschaftslehre bogenweise übersendet hatte, entgegenkommend und beistimmend Folgendes zurück, das nun aus dem Bisherigen völlig verständlich wird (Fichte's Leben &c. Bd. I. S. 321):

„Das Uebersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte; nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse: und ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ.“

„Nach meiner Ueberzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille

*) Fichte's Leben und Briefwechsel, Bd. II. S. 358.

schon lange einig zu sein scheint, dem mensch=
lichen Geschlecht eine unschätzbare Wohlthat erweisen
und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden
verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen
den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich end=
lich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie ent=
behren, und mit denen ich mich niemals vereinigen
konnte."

„Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fort=
setzung Ihrer Arbeit, um manches bei mir zu berich=
tigen und zu befestigen, und hoffe, wenn Sie erst freier
von dringender Arbeit sind, mit Ihnen über verschie=
dene Gegenstände zu sprechen, deren Bearbeitung ich
aufschiebe, bis ich deutlich einsehe, wie sich das=
jenige, was ich zu leisten mir noch zutraue, an
dasjenige anschließt, was wir von Ihnen zu hoffen
haben." — —

Jenes unterordnende Urtheil über Schiller's phi=
losophisches Vermögen scheint sich bei Fichte alsbald
berichtiget zu haben; nicht unwahrscheinlich ist es, daß
das Studium der damals gerade (im Anfange von
1795) erscheinenden Schiller'schen Briefe über die ästhe=
tische Erziehung des Menschengeschlechts, welche auf
die Principien seiner philosophischen Denkweise am
tiefsten eingehen — und von diesen wird sogleich noch

zu reden sein — sein Urtheil umgestaltete. Folgendes theilt nämlich Humboldt mit: *)

„Mit Fichte habe ich interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten, sagt er, jetzt Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, sei die Einheit. Diese Einheit sei zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin, und dies hänge allein von Ihnen ab, so wäre von keinem andern Kopfe so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten.“ —

Durch die bisherigen Zusammenstellungen haben wir nunmehr den Kampfplatz kennen gelernt, auf dem die nachfolgenden Briefe sich bewegen, und das innere Verhältniß der Persönlichkeiten. Beide Denker suchten damals den tiefsten Mittelpunkt des menschlichen Geistes, Fichte die speculative theoretische Einheit, Schiller die praktische Vollendung desselben, das praktisch absolute Ich; die Verwandtschaft beider Untersuchungen näherte sie einander, aber Schiller, der seinen Pfad von Fichte durchkreuzt glaubte, wie man aus dem zweiten Briefe ersieht, stieß ihn lebhaft zurück. Er argwöhnte in Fichte's Abhandlung die Absicht einer

*) Schiller's und Humboldt's Briefwechsel, S. 108.

Parodie oder einer Widerlegung seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, deren erste Hälfte so eben in den Horen erschienen war; dies schien ihn um so mehr zu verletzen, als derselben mit keinem Worte erwähnt wurde. Fichte suchte ihm zu beweisen, daß beide Werke nichts mit einander gemein hätten, als die erste Grundlage und die allgemeine Tendenz. Wir charakterisiren beide, so weit es zum Verständniß des folgenden Briefwechsels nöthig ist.

Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, einem Werke, das wenigstens um seiner allgemeinen culturphilosophischen Resultate willen nicht seine Bedeutung verlieren wird, stellt sich gleich zu Anfang auf den höchsten praktischen Standpunkt seiner Untersuchung.

Der Vernunftstaat, die Herrschaft der Vernunftgesetze, wie sie durch das Wesen der Menschheit gefordert ist, kann nicht auf einmal und ohne Uebergang an die Stelle des gegenwärtig herrschenden Naturstaates und seiner zwingenden Gesetze treten: es bedarf eines Mittelstandes zwischen beiden, der nur in der harmonischen Ausbildung bestehen kann, wo wir ohne äußern Zwang, durch die eigene glückliche Natur getrieben, das Schöne und Gute vollbringen. Diesen Zustand haben im glücklichern Alterthume die Griechen besessen; jetzt ist unsere Bildung eine durch-

aus zersplitterte, ein steter Kampf der geistigen Kräfte, eine Theilung der Beschäftigungen, die unsere Anlagen und Wünsche in Widerstreit mit einander bringe, wobei nur die Gattung gewonnen, das Individuum aber verloren habe. Energisch und für die damalige Zeit heilsam, greift er die „Barbaren" an, die jegliches Gefühl lästern und auszurotten bemüht sind, und dadurch doch nichts erlangen, als „die Sklaven ihres Sklaven," eines abstracten Gebotes, zu sein. Es ist ein beredter Commentar zu den bekannten Epigrammen gegen Kant's moralischen Rigorismus. — Davon kann nur die Pflege des ästhetischen Sinnes heilen, und so stellt er als höchstes Ideal hin eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen „Staat des schönen Scheins," der bis jetzt freilich nur in feingestimmten Gemüthern als Wunsch und Bedürfniß ausgebildet und verwirklicht sei, wie die reine Kirche und die reine Republik, nur im begünstigten Kreise Weniger sich erwarten lasse. —

Fichte war in seiner Abhandlung und in seiner gesammten Theorie weniger in Widerspruch mit jener Ansicht, als daß er dort eine ganz andere Frage behandelte, hier dem Schiller'schen Resultate eine allgemein theoretische Bedeutung und dadurch zugleich eine andere Wendung gab. Er weist auf, wie durch

innere Nothwendigkeit das schon vorbereitet sei, was Schiller mittelst eines freien Bildungsprocesses erreicht haben wolle: er deducirt, während Schiller postulirt. Die theoretische und die praktische Thätigkeit des Ich müssen durch eine mittlere dritte verbunden und in ihr als identische gesetzt sein; dies ist das Gebiet des Aesthetischen und der schönen Kunst. „Sie macht den transscendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen;" das Höchste wird in ihr auf unmittelbare Weise uns nahe gebracht, und der Anschauung dargeboten. Der Philosoph erhebt sich und Andere mit Arbeit auf diesen Gesichtspunkt, der schöne Geist steht darauf, ohne es bestimmt zu denken, denn er kennt keinen andern, und er hebt diejenigen, die sich seinem Einflusse überlassen, ebenso unvermerkt zu ihm empor, daß sie des Ueberganges sich nicht bewußt werden. Die schöne Kunst allein bildet den ganzen vereinigten Menschen. *)

Hierbei erhebt sich die Frage: hat Fichte das ästhetische Gebiet als das dritte höchste, die beiden andern als sich unterordnende gedacht, oder als das mittlere zwischen beiden, welches auf unmittelbare Weise den Ueber=

---

*) Man vergleiche: „über Geist und Buchstab ꝛc. zweiter Brief." Sämmtliche Werke, Bd. VIII. S. 277 ff. „System der Sittenlehre" (1798), Bd. IV. S. 353.

gang sichert zu dem schlechthin höchsten, dem sittlichen, welches aber eben darum an sich selbst nicht der höchste Standpunkt ist? Nur die erste konnte Schiller's Ansicht sein. Was Fichte betrifft, so können, da dies ganze Verhältniß von Aesthetik und Moral von Fichte völlig unausgebildet gelassen ist, aus seinen Werken außer dem Angeführten keine ausdrücklichen Belege dafür oder dawider gegeben werden; doch läßt die ganze Consequenz seiner damaligen Denkart, für welche die sittliche Freiheit der höchste Ausdruck des Vernunftbewußtseins war, und noch ein tiefer liegender theoretischer Grund kaum daran zweifeln, daß er sich zur entgegengesetzten Ansicht bekannt haben würde. Der ästhetische Sinn und Trieb ist, wenn auch das Höchste, doch das Höchste in Gestalt der Unmittelbarkeit, der Natur: das Wesen des Geistes ist Freiheit; nur in dieser kann er die ihm angemessene Wirklichkeit erreichen, auch die höchste Naturgestalt der Idee muß daher von ihm überschritten werden und in die Form der freien Sittlichkeit sich auflösen.

Wesentlicher jedoch, als dies Alles, ist die Bemerkung, daß später für Fichte an die Stelle des ästhetischen Standpunktes der religiöse getreten ist: von diesem gilt ausdrücklich, was Fichte dort dem ästhetischen beilegt, er besitze das Höchste, den transscendentalen Gesichtspunkt, auf unmittelbare Weise; und ohne

Zweifel hat Fichte recht gehabt mit dieser Erweiterung: er hat seine eigene und auch Schiller's frühere Ueberzeugung berichtigt, die beide die Religion, als expliciten Zustand und besondere Form des Bewußtseins, merkwürdiger, aber für die damalige Zeit gewiß sehr bezeichnender Weise, völlig ignorirt hatten, der Eine in der Moral, der Andere in der Schönheit der Seele sie absorbirend.

Der weitere Streit beider Männer in den vorliegenden Briefen betrifft nun ihre Theorie der Triebe und das Eintheilungsprincip derselben. Es genügt, beide vergleichend neben einander zu stellen, wie sie Fichte in der Abhandlung „über Geist und Buchstab," Schiller in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung" dargelegt hat.

Nach jenem ist das Ich, der Geist, in der Wurzel Trieb; Trieb aber nur durch Einschränkung; „ohne diese wäre er reine That." Aber eben weil das Ich zuerst sich eingeschränkt, gebunden findet durch das unmittelbare „Gefühl" (Empfindung), als das ursprünglich Freie jedoch hinauszugehen vermag über jede solche Einzelheit und Unmittelbarkeit, kann es die Wahrheit des Vorgestellten in freier Erkenntniß anstreben; und so entsteht der Erkenntnißtrieb, der Trieb der Forschung, welchem nur an der Nachconstruction des Wirklichen gelegen und der befriedigt

ist, wenn sein Begriff zusammentrifft mit dem Wesen des Wirklichen.

Den directen Gegensatz dazu bildet der praktische Trieb: er will die reine Vorstellung in die Wirklichkeit einführen, diese seinem Wunsche, seinem Vorsatze, dem schlechthin von ihm Geforderten gleich machen. — Aber endlich bleibt noch der Trieb übrig, welcher auf eine bestimmte Vorstellung ausgeht, rein um der Vorstellung, keineswegs um der Erkenntniß des Dinges willen, ebenso wenig um praktisch die Wirklichkeit danach umzugestalten.

„Wir wollen ihn vorläufig so bezeichnen, wie man bisher einen Zweig bezeichnet hat, als den ästhetischen" — sagt Fichte. Es ist der reine Kunsttrieb des innern Bildens und Gestaltens, der auch den speculativen Kopf, namentlich den systematischen Denker bezeichnet, welcher schöpferisch die speculativen Ideen immer in neue Formen zu gießen vermag, und der eben den Philosophen von „Geist" von dem bloßen Formelnkrämer und „Buchstäbler" unterscheidet: — und darin besteht „der Unterschied von Geist und Buchstab in der Philosophie."

Diese Eintheilung tadelt Schiller nun heftig und findet besonders den Begriff des ästhetischen Triebes „schielend und unsicher," „einiges darin aber vortrefflich" (Zweiter Brief): er setzt ihr die eigene

Eintheilung entgegen, von (sinnlichem) Stofftriebe, den er auch den Trieb nach Existenz oder Empfindungstrieb nennt, und den (vernünftigen) Formtrieb. Beide aber drücken nur einseitig unser Wesen aus. Nur wer sich (dies führen die Briefe über die ästhetische Erziehung umständlich aus), jenen Gegensatz von Sinnlichkeit und Vernunft versöhnend, zugleich als Materie und als Form, als sinnlich und geistig erregt fühlt, hat eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und darin ein Vorbild desjenigen, wozu er durch Ausbildung zu werden vermag. Dies wird erreicht durch den Spieltrieb, welcher ebenso sinnlich als geistig, ebenso physisch als moralisch ist, und darin besteht, in den Fluß der Erscheinung, in die Veränderlichkeit der Dinge stets das Ewige und die Idealität hineinzuschauen, den Gegensatz zwischen „Sinnenglück“ und „Seelenfrieden,“ durch den der gewöhnliche Mensch zerrissen ist, in das selige Gefühl der innern Eintracht mit sich selbst aufzuheben. Nur in diesem innern Spiele vermag der Mensch ganz Mensch zu werden, und aus dieser Stimmung allein entspringt im Sein die Schönheit der Seele, in der Darstellung die Schönheit der Kunst.*)

---

*) Diese absolute Autonomie des ästhetischen Sinnes, die alle Anforderungen und Bedürfnisse des Geistes ersetzen

Wir fragen hier nicht, ob diese Theorie der Triebe befriedigen könne, ebenso wenig, ob sie auch nur zu einem psychologischen Principe der Aesthetik genüge: wir constatiren bloß das Factum, daß beide Denker in ihren Abhandlungen von ganz verschiedenen Materien handelten, daß daher der von dem Einen erhobene Streit eigentlich objectlos war, während sie in ihren letzten Absichten und Resultaten sich durchaus hätten verständigen können oder müssen. Dennoch ist es höchst interessant zu sehen, wie eigenthümlich und ihrer Individualität getreu beide kraftvolle Geister gegen einander sich behaupten, und eben darum unbesiegbar und unüberzeugbar sind Einer durch den Andern. Völlig seines Genius werth, ja erhaben erscheint uns jedoch die Weise, mit der Schiller im vierten Briefe seine tiefe Geringschätzung gegen die damalige Bildung und die Gesetze ausspricht, welche diese ihm auferlegen wolle, und mit welcher Geisteshoheit er sich gelobt, immer nur dem inneren Zwange der Wahrheit zu folgen.

---

soll, — ein Grundzug des damaligen Bildungsstandpunktes von Goethe und Schiller — wird auch in Bezug auf Speculation und alle transscendentalen Fragen des Menschen sehr enschieden von Schiller ausgesprochen im Briefwechsel mit Goethe, Bd. II. S. 231—234. Es ist dies eine neue erweiternde Wendung von dem, was seine Lehrgedichte, die „Künstler,“ das „Ideal und das Leben“ u. a. enthalten.

Uebrigens vermuthen wir, daß dieser Brief, wie er in einem dreifachen Concepte unvollendet vor uns liegt, gar nicht abgesendet worden sei. Fichte würde ihn kaum unbeantwortet gelassen haben und diese Antwort, wie seine übrigen Briefe, aufbehalten worden sein. Wir machen dabei auf den äußerlich merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß der Brief Schiller's an Goethe, der zu Anfang dieses Vorwortes erwähnt ist und in dem Schiller seinen Handel als einen völlig beendeten betrachtet, vom 6ten Juli 1795 datirt ist. Ihm entspricht das Datum des zweiten Briefes von Fichte, vom 27sten Juni, auf welchen sich das eben erwähnte Schiller'sche Schreiben bezieht. Wie konnte nun dennoch Schiller erst am 3ten und 4ten August, mehr als einen Monat später, auf eine Beantwortung dieses zweiten Briefes denken? Möglich, daß Briefe dazwischen verloren gegangen sind, worauf einzelne Spuren in dieser Antwort Schiller's zu deuten scheinen, die übrigens ohne fühlbare Lücke an den vorigen Brief sich anschließt. Was daher auch die Veranlassung dieses Schreibens gewesen sein möge, wir verdanken ihr eine der merkwürdigsten Selbstcharakteristiken Schiller's.

In den mannigfaltigen Reflexionen und Vergleichen mit unserer Zeit, zu denen dieser Briefwechsel genugsam Veranlassung giebt, wollen wir dem kundigen

und sinnigen Leser nicht vorgreifen, sofern er überhaupt nur liebt oder es gewohnt ist, die Gegenwart an den Maßstäben der Vergangenheit zu messen. Ein hochbegabter, aber mit seinen Zeitgenossen unzufriedener Geist hat unser literarisches Thun und Treiben als bloßes Epigonenthum einer großen Vergangenheit bezeichnet, und man hat zu häufig es ihm nachgesprochen; denn nichts ist ungerechter, als dies. Unsere Aufgaben sind schwieriger, umfassender, weil die Reflexion erstarkter, der Stoff größer ist, den wir zu bewältigen haben, weil endlich eine sehr entschiedene, in die Massen verbreitete Durchschnittsbildung und glückliche Form es um so schwieriger macht, das Aechte vom bloß Scheinbaren zu unterscheiden: da gilt es um so mehr, sich zu vertiefen und zu orientiren an den alten, urwüchsigen Geistern, die nur sich selber gefolgt sind und auf die eigene Kraft sich verlassen haben. —

Im Mai 1846.

Der Herausgeber.

1.

Fichte an Schiller.

Oßmannstädt, den 21. Juni 1795.

Ich glaubte, auf den 24. versprochen zu haben, rechnete aber sicher, Ihnen den Dienstag das, was ich für das erste Stück (der Horen) bestimmte, zu schicken. Hier so viel als fertig ist. Das übrige — den Schluß des zweiten Briefs und den dritten, der aber nicht lang werden wird, auf den Dienstag.

S. 15 ist eine Strophe aus Goethe's Meister, den ich nicht hier habe, aus dem Gedächtniß citirt. Haben Sie doch die Güte nachzusehen, und das Citat zu berichtigen, wenn es so nicht richtig ist. Uebrigens habe ich den Aufsatz mit Fleiß bearbeitet, die etwanigen Härten der Construction hier und da sind absichtlich, und ich glaube nicht, daß er die geringste Aenderung vertrüge. Mit der etwas tiefen Disquisition in der Mitte des zweiten Briefes hoffe ich den Leser durch den Verfolg auszusöhnen; und über die demokratisch scheinen könnende Stelle folgt zu Anfang des dritten eine Erklärung.

Mit meinem Abschreiber bin ich sehr übel angekommen, und schäme mich sehr, Ihnen ein solches Manuscript zu schicken. Doch ist die übel aussehende Hand leserlich, wie ich hoffe, und ich habe es sorgfältig durchgesehen, so daß man sich fest darauf verlassen kann. Ich lasse bitten, die Interpunction, auf die mir es ankommt, und die andre, oder andere und dergleichen, zu beobachten.

Ich habe Ihren Brief erst diesen Abend erhalten und sogleich dies ausgefertigt.

Ich hatte v. Ziegler aufgetragen, morgen zu Ihnen zu gehen.

Meine drei Briefe können leicht mehr füllen, als zwei Bogen, aber ich halte es für ganz unthunlich, sie zu zerreißen.

Dienstag oder Mittwoch mehreres. Die Meinigen grüßen!

Der Ihrige
Fichte.

„Buchstab" in der Ueberschrift steht, der Etymologie nach, mit Fleiß. „Buchstaben" gibt eine erwässernde Zweideutigkeit. Ist es aber schlechterdings unteutsch, so haben Sie die Güte es zu verbessern.

2.

Schiller an Fichte.

(Nach dem Concepte.)

Jena, den 24. Juni 1795.

So sehr mich der Anblick Ihres Manuscripts erfreute, mein lieber Freund, und so ungern ich einen Beitrag misse, auf den in der nächsten Lieferung der Horen schon ganz sicher gerechnet war, so sehe ich mich doch genöthigt, ihn zurückzuschicken. Ich müßte dieses, wenn der Inhalt auch noch so sehr meinen Beyfall hätte; denn sowohl seine unförmliche Größe, die sich aus dem Anlaufe, welchen Sie nehmen, nun wohl errathen läßt, als die (wenigstens was diese ersten Proben betrifft) trockene, schwerfällige und — verzeyhen Sie es mir — nicht selten verwirrte Darstellung schließen ihn schon an sich von den Horen aus; ich muß es aber um so mehr, da mich der Inhalt desselben nicht viel besser als die Form befriedigt. —

„Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie" überschreiben Sie diese Briefe, und die ersten drei Bogen handeln von nichts, als von dem Geiste in den schönen Künsten, ohne daß man den Gegenstand,

von welchem gehandelt werden soll, auch nur von weitem zu Gesichte bekommt. Ich sollte meynen, Geist im Gegensatz gegen den Buchstaben, und Geist als ästhetische Eigenschaft, wären so himmelweit verschiedene Begriffe, daß es einem philosophischen Werke ganz und gar an dem letztern gebrechen kann, ohne daß es sich darum weniger qualifizierte, als ein Muster einer reinen Darstellung des Geistes aufgestellt zu werden. Ich sehe also in der That nicht ab, wie Sie ohne einen Salto mortale von dem einen zu dem andern übergehen können, und noch weniger begreife ich, wie Sie von dem Geiste in den Goethe'schen Werken, den man unter der Aufschrift Ihrer Abhandlung schwerlich erwartet hätte, zu dem Geiste in der Kantischen oder Leibnitzischen Philosophie einen Weg finden werden.

Aus der zweyten Lieferung Ihres Manuscriptes sehe ich nun zwar wohl, daß Sie keinen so großen Umweg gemacht zu haben glauben; denn nachdem Sie vorher dem ästhetischen Geiste Geistlosigkeit entgegengesetzt haben, setzen Sie ihm durch eine mir unbegreifliche Operation den Buchstaben entgegen, und nennen Buchstäbler die, denen die Fähigkeit dazu gebricht.

Für so zweckwidrig ich diese Einleitung in Rücksicht auf den abzuhandelnden Gegenstand halte, so

zweckwidrig ist sie noch insbesondere für das gegenwärtige Bedürfniß der Horen. Ein großer Theil meiner Briefe (über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts) behandelt den nämlichen Gegenstand, und bei aller Mühe, die ich mir gegeben, ihn mit einer gewissen Sinnlichkeit auszuführen, und den abstracten Inhalt durch die Darstellung zu beleben, so findet man doch allgemein eine Unschicklichkeit darinne, dergleichen abstracte Untersuchungen in einem Journal zu placieren. Durch Ihren Aufsatz über Geist und Buchstab hoffte ich den philosophischen Theil des Journals zu bereichern, und der Gegenstand, den Sie wählten, ließ mich eine allgemein verständliche und allgemein interessirende Untersuchung erwarten. Was erhalte ich nun und was muthen Sie mir zu, dem Publicum vorzulegen? Die alte, von mir noch nicht einmal ganz geendigte Materie, sogar in der alten schon von mir gewählten unbequemen Briefform, und um den Leser ja recht zu verwirren, nicht in der geringsten Verbindung mit der meinigen, noch öfter in einem völlig unbewiesenen Widerspruche mit mir: und dies alles nach einem so eccentrischen Plan, daß es unmöglich wird, die Parthien Ihres Aufsatzes in ein Ganzes zusammenzuhalten. Wäre Ihre Ausführung nur wenigstens eine Widerlegung meiner Theorie, so möchte es noch hingehen, der Leser hätte doch das

Interesse der Vergleichung, — aber verzeyhen Sie, daß ich es sage, — sie widerlegt und erbaut, dabey entblößt von allem, was den Leser bei gutem Muthe erhalten könnte. Es thut mir leyd es zu sagen; aber — es liege nun woran es wolle — so befriedigt mich weder die Einkleidung, noch der Innhalt, und ich vermisse in diesem Aufsatz die Bestimmtheit und Klarheit, die Ihnen sonst eigen zu seyn pflegt!

Ihre Eintheilung der Triebe kommt mir schwankend, willkührlich und unrein vor. Es fehlt an einem Eintheilungsgrund, man sieht nicht, welche Sphäre erschöpft ist. Der Trieb nach Existenz oder Stoff (der sinnliche — Empfindungstrieb) hat gar keine Stelle darinn, denn es ist unmöglich, den Trieb nach Mannigfaltigkeit mit dem nach Einheit in Eine Classe zu bringen. Aus dem practischen Trieb, so wie Sie diesen definieren, läßt er sich ohne die gewaltsamste Operation nicht herausbringen.

Da die zwey ersten Triebe nicht rein unterschieden sind, so konnte auch der dritte daraus abzuleitende ästhetische Trieb nicht anders als schielend und unsicher ausfallen. Kurz, in der Bestimmung dieses dritten ästhetischen Triebes herrscht noch eine nicht zu hebende Verwirrung, obwohl manche einzelne Bestimmungen darin vortrefflich sind und mich vollkommen befriedigen. — Doch ich kann nicht hoffen, in einem

kurzen Briefe nur das Allernöthigste über diese Materie zu sagen. Sie werden das Urtheil anderer darüber hören; dieses und die Zeit wird mich rechtfertigen.

Nun noch ein Wort über Ihren Vortrag. Sie schreiben, daß Sie Fleiß darauf verwendet hätten. Wir müssen aber ganz verschiedene Begriffe von einer zweckmäßigen Darstellung haben, denn ich gestehe, daß ich mit der Ihrigen in diesen Briefen gar nicht zufrieden seyn kann. Von einer guten Darstellung fordere ich vor allen Dingen Gleichheit des Tones, und, wenn sie ästhetischen Werth haben soll, eine Wechselwirkung zwischen Bild und Begriff, keine Abwechslung zwischen beiden, wie in Ihren Briefen häufig der Fall ist. Ich weiß wohl, daß man tiefsinnige Deductionen niemals in ein Spiel für die Einbildungskraft verwandeln kann, aber ein lichtvoller Ausdruck ......*) Wie endlich zu einem guten Vortrage Härten nothwendig seyn können, begreife ich vollends nicht.

Sie untersagen mir, eigenmächtige Aenderungen in Ihrem Manuscripte zu machen, als wenn ich es gewohnt wäre, dergleichen vorzunehmen ohne Einwilligung der Verfasser. Habe ich an Ihrem ersten Aufsatze geändert, so haben Sie Selbst mich dazu autorisirt, auch war es ein dringendes Bedürfniß. Das

*) Hier ist eine Lücke im Concept.

nämliche würde auch hier der Fall seyn, wenn nicht der Fehler tiefer läge.

Vergeben Sie die Freymüthigkeit, mit der ich Ihnen meine Meynung eröffnete. Ich mußte, um nicht der Willkürlichkeit beschuldigt zu werden, Gründe für meinen Entschluß angeben, der bei dem großen Bedürfnisse der Horen nicht wohl begreiflich seyn möchte. Habe ich mich an einigen Stellen zu lebhaft ausgedrückt, so mag der sehr natürliche Unmuth über eine fehlgeschlagene Erwartung mich entschuldigen.

Leben Sie wohl und lassen Sie den Freund nicht entgelten, was der Redacteur nicht wohl verschweigen konnte.

Der Ihrige
Schiller.

3.

Fichte an Schiller.

Oßmannstädt, den 27. Juni 1795.

Die Verworrenheit der Begriffe, die Sie mir zutrauen, ist ein wenig arg. Ich konnte Ihnen nicht zumuthen, daß Sie die Aufgabe, gegen den gewöhnlichen Sinn der Worte, der mir keinen Sinn zu haben scheint, faßten, wie ich sie gefaßt habe; aber ich konnte erwarten, daß Sie einem Mann, von dessen philosophischem Talent Sie bis jetzt vortheilhaft geurtheilt, und dem Sie einen ehrenvollen Platz in den Horen bestimmt hatten, zutrauten, er möchte vielleicht durch Richtung seines Nachdenkens auf einen bestimmten Gegenstand etwas an demselben entdeckt haben, welches Sie ohne diese bestimmte Richtung Ihres Nachdenkens nicht sehen; nicht aber, daß Sie auf einmal in ihm den verworrensten aller verworrenen Köpfe vermuthen würden! Ich habe mich geirrt, wie ich sehe.

Die Sache ist die: Sie haben meine Aufschrift unrichtig, oder, daß ich es gerade heraussage, Sie haben die ganze Idee gar nicht verstanden; denn der Sinn, den Sie ihr geben, ist kein Sinn. So viel ich

weiß, ist Geist in der Philosophie, und Geist in der schönen Kunst gerade so nahe verwandt, als alle Unterarten derselben Gattung, und ich denke den Beweis dieser Behauptung nicht schuldig zu bleiben. Dagegen möchte ich von Ihnen hören, wie man sagen könne, Geist der Philosophie (nicht etwa der Leibnitzischen, Kantischen Philosophie), so wie man etwa sagt, Geist des Preußischen Religions-Edicts. Die Philosophie hat ursprünglich gar keinen Buchstaben, sondern sie ist lauter Geist, und es war darum zu thun, diesen Geist zu fassen und aufzustellen. Wie mögen doch wohl die Menschen dazu gekommen seyn, zu philosophiren, wenn etwa Philosophie wie alle eigentliche Erkenntniß haarscharf abgeschnitten wäre. Es muß dazu doch wohl eine ursprüngliche Anlage im Menschen geben? Wie, wenn diese Anlage ein Trieb nach Vorstellung um der Vorstellung willen wäre, welcher auch der letzte Grund der schönen Kunst, des Geschmacks u. s. f. ist? Hätten Sie sich diese Fragen, auf welche hoffentlich selbst der Anfang, die drei ersten Briefe meiner Abhandlung leiteten, aufgeworfen, so hätten Sie sich wahrscheinlich Ihr übereiltes Urtheil erspart. — Ich habe die Aufgabe nie anders genommen als in diesem Sinne. In diesem Sinne habe ich sie in meinen öffentlichen Vorlesungen behandelt, wie vielleicht Herr von Humboldt bezeugen kann. Ich

habe nie geglaubt, daß sie von einem gründlichen Kopfe, wenn er darüber nachdenkt, anders verstanden werden könne; ich glaubte mit Ihrem guten Willen diese Frage für die Horen zu bearbeiten, und ich fiel wie aus den Wolken als ich las: „Geist im Gegensatze gegen den Buchstaben,“ u. s. f.

Sie haben mir Unrecht gethan, und ich hoffe, daß Sie, wie jedem rechtlichen Manne ziemt, dieses Unrecht gut machen wollen. Ich werde den Aufsatz vollenden und Ihnen zusenden — nicht für die Horen, wie sich versteht — und dann werden Sie vielleicht die Verachtung zurücknehmen, mit der Sie mir jetzt begegnen. Wo nicht, so werde ich ihn allerdings an einige der vorgeschlagenen Schiedsrichter absenden. Bis dahin bleibt die Sache unter uns beiden.

Ich hoffe, Sie sollen dann einsehen, was Sie eigentlich schon jetzt hätten einsehen können, daß das bis jetzt Vorgetragene unabtrennlich von der Sache war, und daß ich keinen so weiten Anlauf genommen, als Sie glauben. Ich erschrecke über den Wahnsinn und die unedlen Motive zugleich, die Sie mir leihen mußten, da Sie dies nicht einsahen. — Daß der Aufsatz 9—10 Bogen füllen würde, habe ich Ihnen gesagt; und er würde nicht mehr eingenommen haben.

Wer keinen Geist hat ist geistlos. Derselbe erzeugt entweder gar kein Kunstproduct, philosophirt

gar nicht, oder er verfertigt Eins oder ein philosophisches Buch, das alles Aeußere, nur nicht den innern Geist desselben hat. Wie nennen Sie den letztern zum Unterschied von dem erstern? Ich nannte ihn Buchstäbler. Ich habe anfangs dem Geiste Geistlosigkeit, und dann den Buchstaben, entgegengesezt?? Keineswegs. Dem Geist im bestimmten Kunstproduct habe ich den Körper oder Buchstaben desselben entgegengesezt, und unter Arbeitern in der schönen Kunst geistreiche und Buchstäbler, nicht aber unter Menschen überhaupt, unterschieden. Zu welchem Stümper machen Sie mich! Sie müssen den Aufsatz sehr flüchtig gelesen haben.

Wenn meiner Eintheilung der Triebe nichts weiter mangelt, als daß der Trieb nach Existenz, oder der Stofftrieb nicht darunter geht, so ist sie wohl geborgen. Ein Trieb nach Existenz vor der Existenz; also eine Bestimmung des Nichtseyenden!! Aller Stoff entsteht durch Einschränkung des Selbstthätigen, nicht aus seiner Thätigkeit. (Etwas anders ist die Darstellung des Stoffs im Gemüthe; diese gehört begreiflicher Weise unter den Erkenntnißtrieb.) Der Trieb ist erst durch die Einschränkung Trieb; ohne sie wäre er That.

Das Wesen der Popularität scheint nur im synthetischen Gange zu liegen. Ich hatte zu dem Ein=

theilungsgrunde der Triebe erst aufzusteigen, weil ich nicht von demselben herabsteigen wollte zu den einzelnen Trieben. Ob meine Bestimmung schwankend sey, wird sich zu seiner Zeit zeigen; bis dahin bitte ich Sie, zu glauben, daß ich meinen guten Eintheilungsgrund gehabt habe. Sie finden denselben schwankend, weil Sie die Ausdehnung dessen, was ich vorläufig ästhetischen Trieb genannt habe, nicht vermuthen; und weil Sie selbst anders bestimmen und eintheilen. Wir sind verschiedener Meinung; und ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß es von unsern Gründen abhängt, wer Recht habe. Sie hatten die meinigen noch nicht gehört, und bis dahin blieb die Sache unter uns gleich. Aber in welchem Tone entscheiden Sie, und was berechtigt Sie zu diesem Tone? Ich muß mir freilich gefallen lassen von Leuten, die ich nicht achte, behandelt zu werden wie ein Schüler, der seine Lection hersagt; aber von Ihnen ist es mir nicht gleichgültig, weil ich Sie hochachte.

Es sollen schon jetzt nachtheilige Folgen meines Princips auf die Geschmackslehre sich geäußert haben? Ich wünschte dieselben zu wissen; aber wie, wenn es Punkte betrifft, über die wir nicht Eins sind?

Nach meinem Gange konnten die Resultate der Geschmackslehre hier noch nicht aufgestellt werden, denn ich schrieb nicht über diese, sondern über den

Geist der Philosophie; und bei einem synthetischen Aufsteigen sollte und mußte Eins durch das andere bestimmt werden. Die Resultate werden sich finden. Doch sollte ich glauben, daß schon hier eine sonst nirgends befindliche Klarheit über mehrere dunkle Aeußerungen Kant's in der Geschmackslehre, über deren Resultate ich mit ihm größtentheils einig bin, verbreitet werde. Doch was sage ich? Gerade bei diesen Stellen befinden sich Ihre Fragezeichen.

Daß wir über den populären philosophischen Vortrag sehr verschiedene Grundsätze haben, erfahre ich nicht erst seit heute; ich habe es schon aus Ihren eigenen philosophischen Schriften gesehen. Sie gehen größtentheils analytisch, den Weg des strengen Systems; und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstracten Begriffs setzen. Ich setze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme: — das hat Sie verleitet, meine ersten Briefe zu schnell für seicht und oberflächlich zu halten. — Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist, mache ich mir nach ganz andern Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden, scheinbar nach der bloßen Ideenassociation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgends

schärfer, als vor der Hand nöthig ist, bis zulezt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergibt. Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor oder nach dem Begriffe, was gleich ist; ich sehe darauf, daß es passe; ich glaube, die in den Briefen gebrauchten passen sehr genau. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuere Schriftsteller, die in dem Ruhme des guten Vortrags stehen, es so gehalten, wie ich es zu halten strebe. Ihre Art aber ist völlig neu, und ich kenne unter den alten und neuern keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei seyn kann, und wollen dieselbe zwingen, zu denken. Das kann sie nicht. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie Mehreren verursacht haben. Ich muß Alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe; und so geht es andern auch. Was man meinen früheren Schriften auch alles vorwerfe, und so gegründet auch der Tadel seyn mag, den man gegen sie führt, so sind sie doch häufig gelesen und gemerkt worden, und man hört hie und da erzählen und nachsagen, was darin steht. Ihre philosophischen Schriften — ich rede nicht von Ihren poetischen, nicht von Ihren historischen, wovon z. B. die Geschichte der Belagerung von Antwerpen ein Meisterstück ist, das

alles unwiderstehlich fesselt und mit sich fortreißt; ich rede ebensowenig von Ihrer philosophischen Gründlichkeit und Ihrem Tiefsinne, den ich verehre; ich rede nur von Ihrem Styl — Ihre philosophischen Schriften sind gekauft, bewundert, angestaunt, aber, so viel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden; und ich habe im größern Publicum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin stehe?

Der Anschein der Härte in meinem Periodenbau kommt größtentheils daher, daß die Leser nicht declamiren können. Hören Sie mich gewisse meiner Perioden lesen, und ich hoffe, sie sollen ihre Härte verlieren. Aber Sie haben Recht, unser Publicum kann einmal nicht declamiren, und man thut besser, wie Lessing, seine Maasregeln darnach zu nehmen.

Ich glaube jedoch den geschärften Ton nicht verdient zu haben, mit dem Sie sich über meine Aeußerung, daß der Aufsatz nicht leicht Aenderungen vertragen dürfte, erklären. Sie hatten in meinem ersten Aufsatze Aenderungen vorgeschlagen, die dem Sinne Abbruch thaten, und wo ich um die Wiederherstellung der ersten Leseart bitten mußte. Da jetzt wegen der Kürze der Zeit der Aufsatz mir nicht wieder zur Re=

vision geschickt werden konnte, that ich in aller Unschuld, mit dem freundschaftlichsten Herzen, und in der zutraulichen Meinung, daß ich an einen Freund schreibe, der nicht geneigt sey, die Ausdrücke auf die Goldwage zu bringen, jene Bitte. (Mit tiefer Beschämung denke ich daran, daß ich gleich nachher die Familiarität begieng, Sie mit einem ökonomischen Auftrage zu belästigen. Vergeben Sie, ich habe unsere Verhältniße nicht gewußt; aber gewiß wird mir so etwas nicht mehr wiederfahren.) Die Entdeckung aber, daß alles, was ich schreibe, ein so dringendes Bedürfniß der Correctur habe, macht mich, wie sie soll, sehr aufmerksam. Ich werde es nicht an Fleiß fehlen lassen, den Grund davon aufzufinden und wegzuräumen. Wenigstens begreife ich jetzt noch gar nicht, warum Sie in dem jetzigen Aufsatze dies und jenes angestrichen, außer daß ich sehe, daß Sie es nicht richtig verstanden haben.

Ich nehme den Wink zu Ende Ihres Briefs, daß wir dennoch Freunde bleiben wollen, mit dankbarer Freude für vollkommenen Ernst. Ich hoffe, daß die Freimüthigkeit, mit der ich die Ihrige beantworte, der Wiederherstellung unserer Freundschaft kein Hinderniß in den Weg legen soll. Aber ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Freundschaft zwischen uns sich nur

auf gegenseitige Achtung gründen könne. Die meinige für Sie kann durch ein übereiltes Urtheil nicht geschwächt werden; nur fortgesetzte Ungerechtigkeit würde sie aufheben, und diese erwarte ich nicht von Ihnen. Sie aber haben mir die Achtung und das Vertrauen, das ich erwarten zu können glaubte, versagt. Ich könnte von nun an nichts für Sie seyn, als Ihr demüthiger Anhänger und Schüler, und das will ich nicht seyn. Aber ich erwarte zu seiner Zeit Genugthuung.

Ich lege den Brief, den ich beantwortet, bei, weil nicht zu vermuthen ist, daß Sie eine Abschrift von ihm haben. Ich erbitte mir ihn aber, zu meiner Rechtfertigung im Nothfall, zurück.

F i ch t e.

4.

Schiller an Fichte.

(Nach einem dreifachen Concepte.)

Jena, den 3. und 4. August 1795.

Es thut mir leid, mein lieber Freund, daß ich zu einem Streite über unsere Manier zwischen uns beiden Gelegenheit gegeben habe, der nie geendigt werden kann, und den ich nie hätte anfangen sollen. Ein misverstandenes Bestreben nach Billigkeit verführte mich dazu, ich wollte bei Ausschließung Ihres Aufsatzes von den Horen den Vorwurf der Willkür und Caprice vermeiden, und deshalb mein Verfahren motivieren; ich vergaß aber, daß eben das, was jenen Aufsatz von den Horen ausschloß, allen meinen Gründen den Zugang zu Ihnen sperren mußte. Ich hätte mir nämlich billig selbst sagen sollen, daß eben, weil Sie so schreiben, und weil Sie von dieser Schreibart so denken, weil Sie ein solches Individuum sind, Ihnen durch keine Gründe, die mein Individuum zur Quelle haben, würde beizukommen seyn, denn der ästhetische Theil des Menschen ist das Resultat seiner Natur, und durch Räsonnement lassen sich wohl ein=

zelne Vorstellungsarten ändern, aber nie die Natur umkehren. Wären wir blos in Principien getheilt, so hätte ich Vertrauen genug zu unserer beiderseitigen Wahrheitsliebe und Capacität, um zu hoffen, daß der eine den andern endlich auf seine Seite neigen würde; aber wir empfinden verschieden, wir sind verschiedene, höchst verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath. Die einzige Art, wie wir uns hier mit einander vereinigen können, ist diese, daß wir gemeinschaftlich die Maxime der gesunden Vernunft adoptiren, welche lehrt, daß man Dinge, welche man einander nicht gleich setzen kann, einander auch nicht entgegensetzen müße

Freilich muß sich auch über Würdigung der Naturen und über den ästhetischen Theil des Menschen etwas bestimmen lassen können, aber nach Ihren eigenen Grundsätzen, wenigstens vor der Hand, nicht nach Vernunftprincipien. Sie gestehen dies selbst einmal in Ihrem Auffsatze, und Ihre wiederholten Appelle an fremde Urtheile in unserer gegenwärtigen Streitigkeit beweisen, daß Sie in diesem Gebiet nicht von der Vernunft, sondern von dem Gefühl und der Totalität des Individuums die Entscheidung erwarten. Ich bin hierin vollkommen Ihrer Meinung, aber eben darum werden Sie mir verstatten, daß ich in der

Wahl eines solchen ästhetischen Mittelmannes gleicher Weise meine Empfindung zum Führer nehme.

Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publicum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respectiren sollte. Es gibt nichts roherers, als den Geschmack des jetzigen deutschen Publicums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publicum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt ist, und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können.

Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inconsequenz, welche das ganz Elende auf demselben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite, erwecken mir, ich gestehe es, einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urtheil

nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte, — daß ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publicum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publicum zu schreiben. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeynt und geliebkoset wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie Versuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen, oder Jünger um mich her zu versammeln, so hat diese Verfahrungsart (die einzige, welche ich, im Vorbeigehen gesagt, einem Philosophen anständig finde) keine Ueberwindung gekostet. Bei dieser Stimmung meines Gemüths muß es mir freilich sonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publicums machen und nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letztern mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem partheylosen Wahrheitsforscher zu erwarten war, so würden Sie ohne meine Erinnerung wissen, daß eine directe Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist derselben ausmacht und daß jede andere Aufnahme, als die, welche sie erfahren, einen sehr

bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts abgeben würde. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig seyn kann, ob mich ein großes oder kleines Publicum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publicum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publicums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen, und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie sehr gesucht, von dem guten oder schlimmen Effect meines schriftstellerischen Daseyns Erkundigungen einzuziehen; aber die Proben von beiden sind mir un=

gesucht aufgedrungen worden und es geschieht noch bis auf den jetzigen Augenblick.

Dies erinnert mich an diejenige Stelle Ihres Briefs, wo Sie Sich auf den Ausspruch des Publicums über uns beyde nach zehen Jahren berufen. Was nach zehen Jahren geschehen wird, weiß ich zwar nicht; ich zweifle aber nicht im geringsten, daß wenn Sie, wie zu hoffen, alsdann noch leben, noch lehren und noch schreiben, Sie dafür sorgen werden, Ihre Philosophie und Ihr Individuum bei Zuhörern und Lesern im Andenken zu erhalten, ich hingegen, wie zu vermuthen ist, alsdann weder mehr lehre noch mehr schreibe, und mit meiner Philosophie so still wie jetzt, durch das Publicum gehen werde. Daß aber in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar citirt und ihrem Werthe nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, dies liegt ebensosehr in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen (von denen, versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück) alsdann zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger, denn jetzt gelesen werden. Und woher möchte dieses kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten liegt, die sie für den Verstand enthalten, auch wenn

sie hierin noch so vorzüglich wären, in demselben Maße entbehrlich werden, als der Verstand entweder gegen diese Resultate gleichgültiger wird, oder auf einem leichteren Weg dazu gelangen kann: da hingegen Schriften, die einen von ihrem logischen Inhalte unabhängigen Effect machen, und in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unersetzlich und nie erschöpft ist.

So lange Sie also, lieber Freund, in Ihren Schriften nicht mehr geben, als was jeder, der zu denken weiß, sich aneignen kann, so können Sie sicher seyn, daß ein anderer nach Ihnen kommen, und was Sie gesagt haben, anders und besser sagen wird; — denn der Verstand schreitet bekanntlich ewig weiter und ist in keinem Punkte seiner Bahn ein Unendliches. Aber nicht so dasjenige, was die Einbildungskraft darstellt. Ich gebe zu, daß jetzt und künftig manches — vielleicht das Beste — in meinen Schriften von der Beschaffenheit ist, daß es sich schwer, ja manchen gar nicht mittheilen läßt, und den Vorwurf, den Sie mir dadurch machen, will ich Ihnen mit Freuden zugeben. Aber sobald gewiß ist, daß der größte Theil der Wirkung, die sie machen (gleichviel bei wie wenigen oder wie vielen), ästhetischer Art

ist, sobald ist dieser Effect für alle folgende Zeiten, in welchen man die Sprache des Autors versteht, gesichert. Ob, wie und in welchem Grade der Extensität und Intensität meine Schriften ästhetisch wirken, das, sehen Sie wohl ein, ist etwas, was hier nicht verhandelt werden kann. Die minor mag also unter uns auf sich beruhen; aber gegen die propositio major werden Sie, wie ich hoffe, nichts einzuwenden haben.

Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß wenn ich das Aesthetische allein für unsterblich erkläre, dieses keinen Vorzug gegen das andere begründen soll; denn Unsterblichkeit kommt beiden Arten von Werken zu, nur mit dem Unterschied, daß von der einen Art Schriften die Folgen und von der andern der individuelle Effect ewig lebt. (Wenn Aristoteles nicht mehr gelesen wird, so ist sein Einfluß auf seine Wissenschaft und folglich sein Ruhm dennoch ewig, auch wenn sein Name vergessen würde.) Aber ich mußte Ihnen dieses sagen, weil Sie unser beider Schriften in einem Punkte vergleichen, worin sie nach meiner Ueberzeugung erstaunlich auseinander weichen.

Auch kann ich in Rücksicht auf den philosophischen Vortrag keine Vergleichung meiner Manier mit der eines andern gelten lassen, am wenigsten mit der

Manier eines lediglich didaktischen Schriftstellers. Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und so viel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht blos meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte, wie auf seine geistigen, wirken. Diese Darstellung meiner ganzen Natur, auch in trocknen Materien, wo der Mensch sonst nur als genus zu sprechen pflegt, macht zur Beurtheilung meiner Manier einen ganz andern Standpunkt nöthig, und indem Sie mir einen Home und dergl. Leute entgegensetzen, beweisen Sie deutlich, daß Sie nie über mich hätten urtheilen sollen. Sie sagten mir in einem der vorigen Briefe, daß ich meine Spekulationen in Bildern vortrage und daß man mich erst übersetzen müsse, um mich zu verstehen. Das thut mir leid, aber warlich nicht meinetwegen.

Zeigen Sie mir in allen meinen philosophischen Aufsätzen einen einzigen Fall, wo ich die Untersuchung selbst (nicht bloße Anwendungen derselben) in Bildern abhandle. Das wird und kann nie mein Fall seyn, denn ich bin beinahe scrupulös in der Sorgfalt, meine Vorstellungen deutlich zu machen. Habe ich aber die Untersuchung mit Präcision und logischer Strenge geführt, so liebe ich es und beob=

achte es zugleich als Wahl, eben das, was ich dem Verstande vorlegte, auch der Phantasie (doch in strengster Verbindung mit jenem) vorzuhalten. Ich verweise Sie, wenn Sie diese Bemerkung verificieren wollen, auf das sechste Stück der Horen, weil gerade hier die Anwendung bequemer ist. Wenn Sie hier in dem neunzehnten, zwanzigsten, ein und zwanzigsten, zwei und zwanzigsten und drei und zwanzigsten Briefe, wo eigentlich der nervus der Sache vorkommt, eine unzweckmäßige Sprache finden, so weiß ich in der That keinen Punkt der Vereinigung unserer Urtheile mehr.

Wenn ich gegen jede Instanz protestire, so geschieht dieses nicht darum, weil ich nichts dabei zu hoffen habe, denn wenn ja darnach geurtheilt werden sollte, so könnte ich es noch immer darauf wagen; und die Instanz, welche Sie vorschlagen, nämlich Goethe, möchte Ihnen am wenigsten gefallen. Goethe kann aber nicht gerecht gegen Sie seyn und sein Urtheil nichts wider Sie beweisen. Er ist viel zu fremd in dem philosophischen Gebiet, als daß er mit den ästhetischen Uebertretungen, die er Ihnen vorwerfen würde, könnte ausgesöhnt werden. Sonderbar genug ist es, daß Sie von mir erst hören müßen, wie wenig Goethe dazu taugt, Ihre Parthie zu ergreifen. Ebenso sonderbar ist es, daß Sie mir ab=

sprechen, über den Geschmack und den ganzen Ton Ihrer Schrift zu urtheilen, und dieses Amt Goethe'n übertragen, der in seinen eigenen Manuscripten und Schriften über diesen Punkt mich zum Richter anerkennt und meine Urtheile befolgt.

Ich glaube übrigens, daß Sie wohl thun, wenn Sie Sich einmal mit ihm darüber erklären; denn es könnte doch seyn, daß Sie ihm glauben, was Sie mir nie glauben werden.

Es ist ein trauriges Naturgesetz, daß selbst unter Zeitgenossen, die in dem Jahrhundert, worin sie leben, eine eigene Familie formieren sollten und könnten, eine so enorme Differenz und ein so unauflöslicher Streit obwaltet, daß das Eigenthümliche immer isolirt bleibt, u. dergl.; — daß dieses selbst unter den Philosophen, die von der wahren Schätzung der Dinge Profession machen sollten, gerade am meisten stattfindet u. dergl. — Wir haben in Einer Zeit gelebt und die Nachwelt wird uns als Zeitgenossen zu Nachbarn machen, aber wie wenig haben wir uns vereinigt! —

Der verkennt mich ganz, der mich als Lehrer schätzen will. Dazu hat weder die Natur mich berufen, noch mein Bildungsgang mich qualificirt.

Der Lehrer muß gelehrt seyn und es gibt vielleicht unter allen Schriftstellern, die man kennt, wenigstens in philosophischen Felde, keinen, der es so wenig ist, als ich, und in einem so enormen Grade wenig, daß wenn ich Ihnen sagen wollte, was ich in meinem ganzn Leben von Philosophie u. dergl. gelesen habe, Sie nicht wissen würden, ob Sie — — —

(Das Concept ist unvollendet.)

5.

Fichte an Schiller.

P. P. *)

Die Angelegenheit, mit welcher ich durch die beigelegte Schrift Sie näher bekannt zu machen wage, gehört ohne Zweifel vor den Richterstuhl des gelehrten und denkenden Publicum, und fällt zunächst der Beurtheilung solcher Männer anheim, die Ihnen gleichen. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist die Lehre, welche den Streit veranlaßt hat, zum wenigsten einer ernsthaften und bedächtigen Erwägung werth; auf alle Fälle aber kann über sie nur durch Gründe, keineswegs aber durch Gewalt entschieden werden. Man ist auf dem Wege, durch den öffentlichen Ausruf, daß sie atheistisch sey, dieselbe kurz und gut, und tumultuarisch zu verurtheilen. Man ist auf dem Wege, die Gewalt den Ausschlag gegen sie geben zu lassen, und eines sic volo sic jubeo statt aller Gründe sich

*) Ein gedrucktes Circular, mit welchem Fichte seine „Appellation an das Publicum" den bedeutendsten damals lebenden deutschen Theologen und Philosophen zusendete.
(Anmerkung des Herausgebers.)

zu bedienen; indem nunmehro die Herausgeber und Verfasser der angeschuldigten Aufsätze durch ein Chur-fürstlich Sächsisches Requisitionsschreiben bei den Herzogen zu Sachsen, Ernestinischer Linie, angeklagt sind, und über das begangene Verbrechen, „über den Fre-„vel, der nur mit Unwillen vernommen werden könne, „und der alle angrenzenden Staaten in Gefahr setze," gar kein Zweifel übrig gelassen, sondern lediglich auf „ernstliche Bestrafung" angetragen wird; — und dieß unter Bedrohungen gegen die Universität.

Die Angeklagten werden ohne Zweifel auch vor dem Richterstuhle, vor welchen man sie zieht, Rechenschaft zu geben wissen, wenn man nur Rechenschaft will; aber ihr Hauptzweck muß seyn, diese Sache vor den wahren Gerichtshof derselben zurückzubringen. Sie wollen keine günstigere Sentenz, als ihnen gebührt, sie wollen ihren Richter nicht bestechen, sie wollen nur wirklich vor ihn gestellt werden. Diese Zurückstellung vor das wahre Tribunal ist — ich glaube es und wage es zu denken, daß Sie es mit mir glauben, — eine allgemeine Angelegenheit. Das gelehrte Publicum kann sich nicht sein Urtheil, der einzelne Gelehrte kann sich nicht das Recht, nur von ihm beurtheilt zu werden, entreißen lassen.

Ich ersuche Sie daher — und diese Bitte ist der Zweck meines Schreibens — durch mündliche oder

schriftstellerische Ablegung Ihrer vielgeltenden Stimme zur Zurückstellung und durch Verbreitung dieser Schrift in Ihrem Wirkungskreise zur wirklichen Ausübung dieser Rechte, beizutragen; erbiete mich Ihnen mit Wärme zu jedem litterarischen Dienste in meinem Zirkel und unterzeichne mich mit inniger Hochachtung und wahrer Ergebenheit.

Jena, den 18. Jenner 1799.

Nachschrift von Fichte's Hand.

Sie sind einer der ersten, mein sehr verehrter Freund, von denen ich wünsche, daß Ihnen diese Schrift gefallen möge und an welche ich bei der Abfassung derselben oft gedacht habe.

Ein anderer ist der Herr G. R. v. Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, diese Schrift an keinen Geheimen Rath und überhaupt an keinen Menschen, der auf die Entscheidung des Rechtshandels, in den man nun einen philosophischen Dispüt verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht läßt Goethe von Ihnen sich eine Unterscheidung gefallen, die ich nicht machen durfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben.

6.

Schiller an Fichte.

Jena, den 26. Januar 1799.

Meinen besten Dank für Ihre Schrift, verehrtester Freund! Es ist gar keine Frage, daß Sie sich darin von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich der Mund dadurch gestopft seyn. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Consequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie die hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit Jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehrere Male gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dies letzte nur seine Privat-

meinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf diese Letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren.

Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der Weimarischen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publicum konnte nicht Statt finden, als höchstens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rücksicht auf die Beschwerde, welche Chursachsen gegen Sie zu Weimar erhoben, und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten. *)

Was meine besondere Meinung betrifft, so hätte ich allerdings gewünscht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besondern Schrift ruhig und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das Sächsische Consistorium abgelegt hätten.

---

*) Dieser Vorwurf wird erledigt durch die deutlich ausgesprochene Absicht der „Appellation," nur gegen das Churfürstlich-Sächsische Confiscationsedict sich zu vertheidigen. Vergl. Fichte's Leben und Briefwechsel, Bd. I. S. 356, und das Schreiben Fichte's an den Herzog von Weimar, ebendaselbst Bd. II. S. 413.

(Anmerkung des Herausgebers.)

Dagegen hätte ich, wenn ja Etwas gegen die Confiscation Ihres Journals gesagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewiesen, daß das Verbot Ihrer Schrift, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, noch immer unstatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen Alle, auch die Philosophen von der Gegenparthei, beigetreten seyn, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Mensch sich wehren muß, gespielt worden.

Mündlich das Weitere! Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Ganz der Ihrige.

Schiller.

7.

Fichte an Schiller.

Berlin, den 9. Juni 1803.

Ich muß, mein Verehrungswürdigster Freund, gleich Anfangs um Verzeihung bitten, wegen des Gegenstandes, mit dem ich Sie, den ich so sehr mit dem Höchsten zu unterhalten wünschte, diesmal zu unterhalten gedenke. Immer glaube ich, abgesehen von der Natur dieses Gegenstandes, doch in Absicht der Person mich nicht ganz unrichtig zu addreßiren, indem ich keinen andern Mann kenne, dem ich, so wie Ihnen, die Geneigtheit zutraue, sich in meine Lage hinein zu denken, und dem ich sie mit solchem Vertrauen sagen könnte.

Ich möchte Sie nämlich, so wie Sie einst eine ähnliche Güte für mich gehabt, um Ihre Vermittlung in einer öconomischen Angelegenheit bitten. Daß ich, der schon längst andern wackern Leuten daßelbe leisten sollte, und der es auch zuweilen nach seinen Kräften gethan, selber wieder Anderer Hülfe bedarf, ertrage

ich, wie ich soll, in Geduld. Drei Jahre unabläßiger Arbeit an der Wissenschaftslehre, fast ohne alles lucrative Geschäft, bei der absoluten Unmöglichkeit, jene Meditations-Reihe zu unterbrechen, wenn sie nicht ganz aufgegeben werden sollte, haben das Wenige, was uns übrig geblieben, aufgezehrt; noch bin ich in denselben Meditationen befangen, und ich sehe höchst unangenehmen Störungen entgegen, wenn ich mir nicht noch gegen ein Jahr sorgenfreie Muße verschaffen kann. Noch habe ich auf meinem ehemaligen Hause zu Jena 1100 Rthlr. auf die Weise, welche die Beilage enthält, stehen. Ich wünsche dieser, für einen Entfernten und Entfremdeten ohnedieß unangenehmen Anforderung entledigt zu seyn; der Werth derselben brächte mich bis zu bessern Zeiten; und es geschähe mir der größte Dienst, wenn Jemand, sey es nur aus Theilnahme an meiner Lage, meinem Studium und meiner Ruhe, sie mir gegen 1000 Rthlr. baar Geld abnähme. Der Käufer des Hauses K. hat keinen Termin bezahlt, kaum sind die Interessen herauszutreiben gewesen, er verdient überhaupt keine Schonung, sondern ohne weiteres ausgeklagt zu werden; und ich habe schon vor Einem Jahre demselben S., von dessen treuer Bedienung in einer andern Angelegenheit Ihnen vielleicht Hr. Zelter ein Wort gesagt, den Auftrag dazu gegeben. Nicht nur der ge-

forderte, sondern ein weit höherer Werth liegt ohne Zweifel in der Hypothek. D. Paulus wollte das Haus für 1200 Rthlr. (wie es nun kommen wird) kaufen, und D. Niethammer hat mir von Zeit zu Zeit geschrieben, daß Liebhaber sich dazu gemeldet. — Es ist mir aus ehemaligen Beispielen beigefallen, daß zuweilen die fürstliche Kammer zu Weimar auf Hypotheken im Lande zur Unterstützung Geld herzugeben pflegt. Könnten Sie etwa den Director der Kammer, Herrn G. R. Schmidt, der meiner Frau Onkel ist, durch seine eigene Geneigtheit, oder durch G. R. Goethe, oder Voigt, zu diesem Geschäft bewegen? Ich halte die Sache auch darum um so impetrabler, indem ich versichern und nachweisen kann, daß zu dem Ankaufe des Hauses weder meine Pension, noch sonst im Lande verdientes Geld, sondern schweizerisches, in das Land gezogenes Geld verwendet worden; indem ich glaube, daß die Regierung meinen Verlust bei ihnen sehr ungern sehen würde, und indem ich ein solches Arrangement, als einen mir von der Regierung erwiesenen Dienst, gern und dankbar aufnehmen würde. — Sollten Sie, verehrter Freund, diesen Vorschlag nicht unausführbar finden und bald darüber sich etwas thun lassen, so erbitte ich mir einige Worte Nachricht. Die Zahlung muß nicht in Einer Summe, sondern sie könnte in Terminen geschehen; nur würde

ich bitten, den ersten zu beschleunigen, und nicht unter 400 Rthlr. zu setzen.

Ich bin, wie gesagt, noch gänzlich befangen in der Wissenschaftslehre; nicht um sie zu finden, oder zu verbessern, sondern um sie zur reinen Klarheit zu erheben. — Was ich in der Ankündigung, welche Ihre und Goethe's gütige Aufmerksamkeit erregt, versprochen, das, und mehr noch, werde ich halten. Es wird sich sodann unter anderm zeigen, daß die angeblichen Verbesserer und Weitergeher Recht haben würden, wenn sie — nur wüßten, wovon dermalen eigentlich die Rede sey, und daß sie etwas sagen würden, und in die Zeit eingreifen, wenn — ich sage nicht keine Wissenschaftslehre, sondern kein Kant, ja kein Leibnitz vor ihnen gelebt hätte. Der ganze Streit über Subjectivismus oder Objectivismus liegt tief unter den Principien derselben. Allenthalben fällt man aus Furcht vor einem erdichteten Subjectivismus in den todten Objectivismus; — was man auch in Worten sage! Es gilt nicht, die Vernunft zu beschreiben, sondern die Vernunft zu seyn.

An der öffentlichen Ehrenbezeugung, die Ihnen erwiesen, habe ich, als an einer Ehre, die die Erzeiger sich selbst erwiesen haben, den freudigsten Antheil genommen.

Haben Sie die Güte, den Herrn G. R. Goethe meines hochachtungsvollsten Andenkens zu versichern.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Fichte.

8.

Fichte an Schiller.

Berlin, den 20. Juli 1803.

Zuvörderst, mein verehrter Freund, nehmen Sie die Versicherung meiner Erkenntlichkeit für die Güte, mit der Sie meinen Wunsch erfüllt. Der Dienst ist in mancherlei Rücksichten groß für mich; und es liegt am Tage, daß ich denselben lediglich Ihrem Wohlwollen verdanke.

Die ausgefertigten Papiere werden Sie durch Herrn von Wolzogen erhalten haben. Derselbe wünschte, daß ich in Jena Einleitungen zum Gebrauch derselben treffen möchte, und es ist am 16. d. ein Brief von mir, dieses betreffend, an D. Niethammer abgegangen. Indeß erhalte ich von demselben einen von jenem Dato, in welchem er mir eine bevorstehende Reise ankündigt; ich muß befürchten, daß weder jener, noch ein heute geschriebener ihn zu Hause treffe, und sehe mich daher genöthigt, Ihnen, den ich über jenen Punkt nur von meiner lebhaften

Erkenntlichkeit unterhalten haben würde, unmittelbar in jener Angelegenheit zu schreiben. — — —

In voriger Woche hat sich die göttliche Strafgerechtigkeit sehr herrlich an dem Mittelsitze der Barbarei, in welchem ich dermalen lebe, offenbaret.

Das Berliner Publicum hat im Verlaufe dreier Tage die Züchtigung erlitten, Goethe's unsterbliches Meisterwerk, die natürliche Tochter, förmlich auszupochen, und Brockmann, einen Menschen unter aller Kritik — die Accente fallen bei ihm, wie das natürliche Athemholen es bringt, selber dictirend malt er und rührt er (als Beaumarchais in Clavigo), und nur eine gewisse Bauerntreuherzigkeit und erträglich sonore Stimme macht sein ganzes Verdienst, — mit Enthusiasmus zu applaudiren. — Daß das erstgenannte Goethische Stück sehr langweilig ist und daß man bei ihm verteufelt aufpassen muß, und daß es keine Handlung hat, darüber sind Hof und Stadt einig. Ein Theaterkritiker in der Ungerschen Zeitung — man glaubt, es sey unser alter Freund Woltmann — tritt hierbei mit vieler Gutmüthigkeit ins Mittel. Er ermahnt das kleine auserwählte Häuflein, dem er freilich den hohen Genuß, den es in jenem Werke findet, nicht ganz verkümmern mag, zu der Bescheidenheit, das entgegengesetzte Urtheil des großen Haufens denn doch aber auch zu respectiren; er meint, es

komme so ziemlich auf Eins hinaus, woran man sich amüsire, und sey eines des andern werth. Er schließt ungefähr mit dem Resultate: dergleichen Sachen seyen zum Lesen in einem verschlossenen Zimmer vor einem oder zwei Freunden zwar recht gut, auf das Theater aber gehöre es anders. Und dies ist noch so ziemlich die freundlichste Stimme, die sich öffentlich hören lassen!

Leben Sie recht wohl!

Ganz der Ihrige

Fichte.

9.

Fichte an Schiller.

Berlin, aus dem Jahr 1803.

Goethe's natürliche Tochter habe ich die beiden Male, da sie hier aufgeführt wurde, mit aller Aufmerksamkeit gesehen und glaube zu der möglichsten Anschauung, die man aus dieser Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So sehr ich Goethe's Iphigenie, Tasso — und nur in anderem Fache seinen Hermann und Dorothea stets geliebt und verehrt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit ihnen allen vor und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters. Besonders scheint sie mir ein so streng geordnetes, in sich selber zusammenhängendes organisches Ganze zu seyn, daß ich es kaum für möglich halte, daraus Etwas wegzulassen. Was in dem ersten Theile sich noch nicht erklärt, z. B. die geheimen Andeutungen auf das Verhältniß des Herzogs zu seinem Sohne, dessen und des Herzogs verborgene Complotte,

halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die schon hier einen geheimen Schauer und furchtbare Ahnung einflößen sollen.

Daß ein solches Stück von irgend einer Schauspielertruppe nach seinem wahren Geiste ergriffen und dargestellt werden sollte, darauf ist wohl ohne Zweifel Verzicht zu thun. Dagegen scheue ich mich nicht, dem wahren Zuschauer anzumuthen, durch die Beschränktheit der Darstellung das Ideal hindurch zu erblicken. Daß theils schon wegen des Mangels dieser Erhebung solche Stücke für den gewöhnlichen Beschauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückstehen, wo Geist — oder Ungeist — und Darstellung natürlich besser zusammenfallen, theils auch wegen der Aufmerksamkeit, die ihr organischer Zusammenhang fordert, während in gewöhnlichen Stücken man allenthalben Einzelnes, nämlich Sandkörner bekommt, — und bei dem gänzlichen Mangel an Organ für das innere Leben und Handeln meistens unverstanden bleiben — daher Goethe sich die ganzen zwei letzten Akte durch die seichte Relation hätte sparen können, daß Eugenie dem Gerichtsrath ihre Hand gegeben: — dies ist ebenso unvermeidlich. Ich für meinen Theil aber komme vielleicht darum, weil ich selber fast täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, mehr

in die unbarmherzige Gesinnung, daß man allerdings das Höchste und immer nur das Höchste darstellen soll, ohne Mitleid mit der Unbehaglichkeit und Langweile der Ungebildeten, deren Besserung nie beginnen wird, so lange sie noch Etwas ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden.

Unter den hiesigen Schauspielern hat in diesem Stücke ohne Zweifel Mad. Fleck, als Eugenie, den Preis. Besonders war ihr Spiel im zweiten Akte, im Ausdruck ihrer freudigen Empfindung, in dem Sonette, in der dichterischen Phantasie, die darauf folgte, sodann bei Anlegung ihres Schmuckes, dem Ausbruch ihrer hohen freigebigen Gesinnung u. s. w. begeistert und begeisternd. — Eigentlich verdorben aber hat sie nichts, deß ich mich erinnerte. Mattausch, als König, war stattlich und würdig. Iffland stellte den zärtlichen Vater, besonders im dritten Aufzuge, hinschwindend im geglaubten Verlust, recht gut dar; aber er blieb ein Vater aus einem seiner Familienstücke; die Vornehmheit des ersten Vasallen und des Vaters dieser hohen Tochter, der finster drohende politische Komet blieben zufolge seines Unvermögens für Dinge der Art undargestellt. Noch verdient Bessel, als Weltgeistlicher, einer nicht unehrenvollen Erwähnung. Er spielte mit Kraft, und

einige Rohheit in der Art der Aeußerungen, die der Verfasser freilich nicht beabsichtigt hat, könnte man gutwillig auf seinen Aufenthalt auf dem Lande schieben. Bethmann, als Gerichtsrath, spielte nicht gerade unsorgfältig, wie ihm vorgeworfen worden, aber was läßt sich aus diesem eintönigen Organe machen? Herdt, als Mönch, behielt seine Natur, die Accente zu setzen, wo der Athem es fordert, bei; aber man verstand ihn doch und konnte seine Rolle sich ergänzen. Die Rolle der Hofmeisterin war einer Sängerin, die aus Vorsicht, wenn sie mit ihrer Stimme auf die Neige kommen sollte, sich auf die Recitation legen will, übertragen worden; und diese mußte der Zuschauer, wie ich ihn haben will, ganz aus dem Nichts erschaffen. Ich glaube den Dichter in dieser Rolle verstanden zu haben, die Worte derselben habe ich aber bei beiden Aufführungen nicht verstanden und hier ist bei mir eine völlige Lücke.

Eine Frage: wie denkt sich der Dichter die äußere Darstellung der Nation an dem Hafen, — dieses Chores, aus dem seine einzelnen Repräsentanten sich loswinden und in die Handlung verflechten; was man gewöhnlich auch nicht faßt, indem die Ungersche Zeitung meint, sie kämen wie ungefähre Spaziergänger. Soll wirklich, wenigstens zu Anfang, das unermeß=

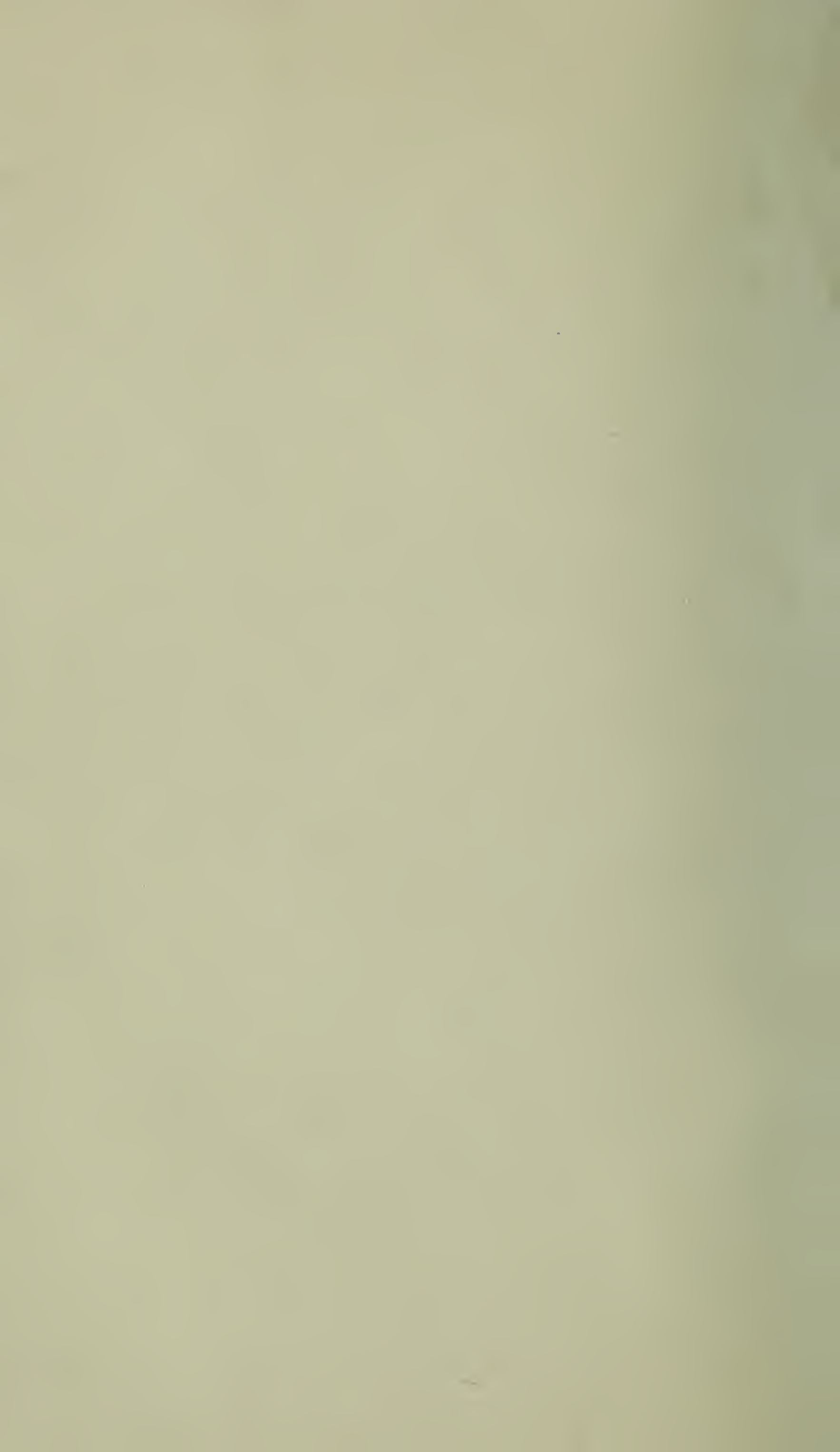
liche Leben des Hafens sichtbar seyn, oder soll der Zuschauer es nur mit dem Auge seiner Phantasie sehen? Hier trugen blos gegen das Ende des vierten Aufzugs zwei oder drei Leute einen Koffer Studentengut und ein Paar kleine Ballen in der Tiefe der Bühne vorüber. Mir schien dies entweder zu viel oder zu wenig!

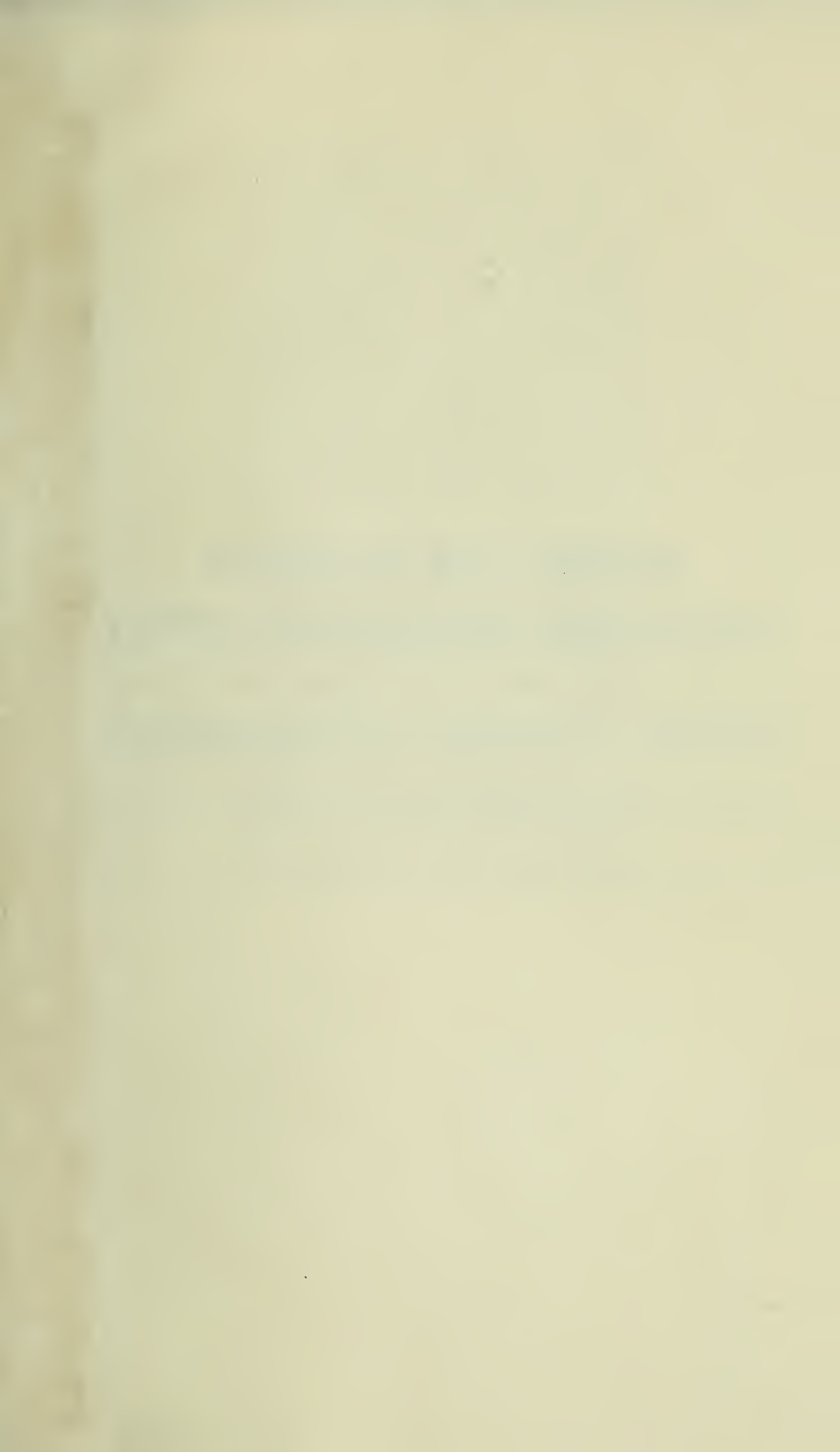
Eine Anekdote, wie die hiesige Direction in Verlegenheiten sich hilft. Die Rolle der Nonne war in der ersten Vorstellung mit Madame H. besetzt, die sich also benahm, daß das Publicum in ein lautes Gelächter ausbrach, und diesmal nicht mit Unrecht. Die Direction strich daher den zweiten Tag diese Rolle, eine von allen den unnützen, die in den beiden letzten Akten auftreten, mochte sie denken; — wie doch erst von Eugenien alle Mittel mit steigender Angst versucht werden müssen, ehe sie zum letzten, äußersten greift, und wie nebenbei dadurch alle Stände des seinem Sturze nahenden Reichs nach ihrem innigsten Geiste an uns vorübergeführt werden müßen, diese Einsicht ist ihr nicht anzumuthen: — ließ aber die Rolle der Eugenie unverändert, so daß nun der gewagte Blick in den Gewaltsbrief ohne Zwischenglied auf die Verweigerung, ihn zu sehen, aus Furcht, einen geliebten Namen zu erblicken, folgte.

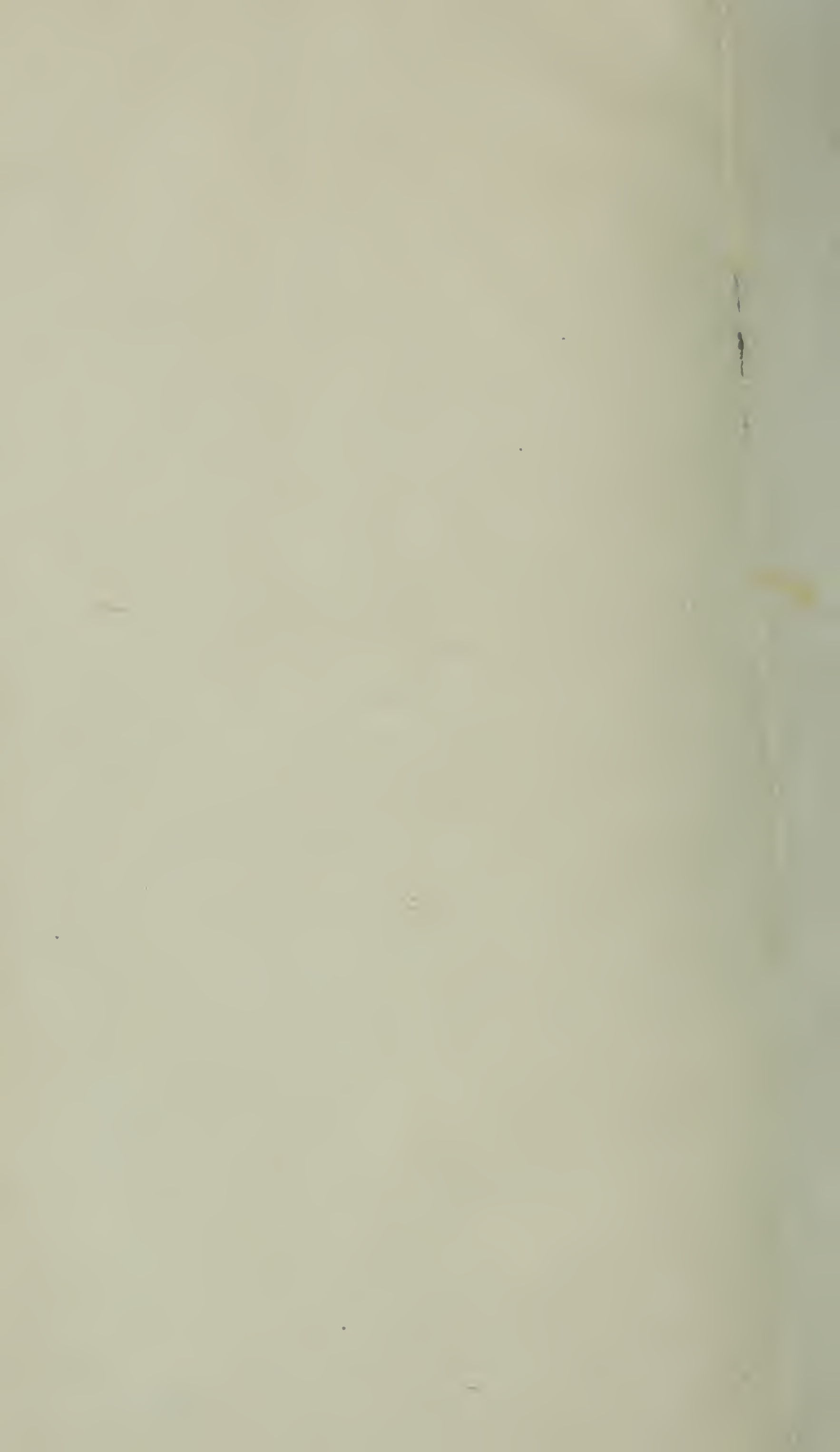
Da ich in meinem letzten Briefe des Auspochens erwähnte, so muß ich nun hinzusetzen, daß es ganz notorisch ist, daß — Sch.... die Auspocher bestellt und vorher angeworben. Ich schreibe Ihnen dieß zu jedem Gebrauch, denn es ist stadtkundig, nur will ich es nicht Ihnen geschrieben haben. So behauptet man auch, daß der Verfasser der erwähnten Beurtheilung in der Ungerschen Zeitung nicht Woltmann, sondern Herr Iffland selber sey.

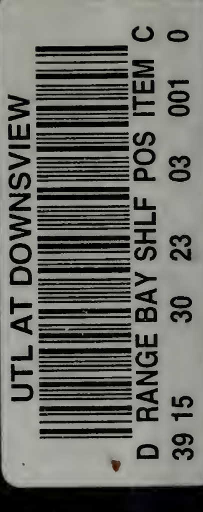
Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.










UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 30 23 03 001 0